



Berlin, den 5. September 1904.

Der französische Kulturkampf.

Die liberale Bourgeoisie aller Länder hat den Haß und die Begehrlichkeit der Arbeiter von sich oft auf die Junker und besonders auf die Pfaffen abzulenken versucht und verstanden. Die Vermuthung, daß der neueste französische Feldzug gegen die Orden der Hauptsache nach nur eine Anwendung dieser Taktik sei, ist sowohl von mir als vom Herausgeber der „Zukunft“ ausgesprochen worden. Nachträglich finde ich französische Äußerungen, die diese Vermuthung zur Gewißheit erkennen. Der Tod Waldeck-Rousseaus gab allen Zeitungen Veranlassung, daran zu erinnern, daß Combes weit über das Programm seines Vorgängers hinausgegangen und Waldeck ihm entschieden entgeggetreten ist. Der Monatschronist der Revue des deux mondes, Francis Charnes, hat diesen Gang der Dinge vorausgesagt. Ende Juni 1901 erörterte er das Vereinsgesetz. Waldeck-Rousseau wolle nicht die Kirche, wolle nicht einmal die Kongregationen zerstören, sondern nur Auswüchse beschneiden; aber er habe seine Absicht nicht entschieden und nicht deutlich genug ausgesprochen, habe mit seinem Gesegentwurf den Radikalismus entesselt und könne nicht hindern, daß das Gesetz in einem dem seinen entgegengesetzten Sinn ausgeführt werde. Ziemlich allgemein verbreitet sei die Meinung, der Hauptzweck der Vorlage sei, die Zeit hinzubringen und die Aufmerksamkeit der Abgeordneten von den nothwendigen Reformen abzuziehen, deren Behandlung die Regierungsmehrheit sprengen würde. Aber bei einem harmlosen Zeitvertreib werde es nicht bleiben; die Leute, die beim Anblick eines Chorhemds oder einer Nonnenhaube außer sich geräthen, würden sich, nachdem die Sache einmal eingefädelt sei, mit Worten nicht abspelsen lassen. Und der Gesetz-

entwurf sei doch auch schon an sich bedenklich, da er alle Freiheiten der einen Seite nehme und der anderen gebe. „Wir leugnen nicht, daß eine übermäßige Entwicklung der Kongregationen ihre Unzuträglichkeiten haben würde; aber diese sind weder die einzigen noch die größten Gefahren, die uns im Augenblick bedrohen.“ Natürlich hält Charmes die Arbeiterbewegung für die größte Gefahr. Im Juli gingen die Kammern in die Ferien, ohne die beiden wichtigsten der Reformen vorzunehmen, die den Wählern 1898 versprochen worden waren: die progressive Einkommensteuer und die Altersversorgung der Arbeiter. Charmes fragt: „Was werden die Abgeordneten zu ihrer Rechtfertigung bei der Neuwahl 1902 sagen?“ Darauf haben die Ereignisse geantwortet: die Klösteraufhebung hat so viel Lärm gemacht, daß man gar nicht dazu gekommen ist, über soziale und Steuerreformen zu sprechen; man sieht also, wie notwendig sie war, — für das Kabinet und die Kammermehrheit. Daß Dieses auch für Waldeck-Rousseau der Hauptbeweggrund zur Einbringung des Gesetzesentwurfes gewesen sei, wiederholt Charmes. Der Minister wußte, daß jeder ernste Versuch einer Reformarbeit seine Mehrheit zertrümmern würde; so blieb ihm nichts übrig, als den Stier durch Vorhaltung des rothen — oder vielmehr schwarzen — Luchses abzulenken. Es ist unterhaltend, zu sehen, wie der Kammersozialist Jaurès den leitenden Staatsmännern bei dieser Methode, die Bestie unschädlich zu machen, behilflich ist. Dr. Südekum hat die gesammelten Zeitungsaufsätze von Jaurès herausgegeben und in dem einen

finden wir die folgende Erwartung der nahe Zukunft eines einseitigen Vorfalles, daß die französischen Arbeiter, so weit sie der rothen Fahne folgen, sich fürs Koalitionsrecht, den Arbeiterschutz und die Arbeiterversicherung ins Zeug zu legen, für Drehsuß und für den Klostersturm begeistern müssen. Jaurès belehrt sie, daß die Gesellschaft nur dann in den Kommunismus hineinwachsen könne, wenn der Staat antikirchlich und eine demokratische Republik sei. Diese herrliche Republik habe man nun zwar schon, aber sie sei in den letzten Jahren von der Dummheit und der Barbarei bedroht gewesen. Darum sei die nächste Aufgabe, die alle Kräfte in Anspruch genommen habe, die Rettung der Republik gewesen; alles Andere mußte vorläufig zurückgestellt werden. „Wenn der Bergmann plötzlich bemerkt, daß sich die Decke der Galerie senkt, daß die Stützen wanken, so legt er die Haxe weg und befestigt die Stützen. Heißt Das etwa, die Arbeit einstellen? Nein, es heißt, den Fortgang und den Erfolg der Arbeit sichern.“ Ähnlich hat er, gegen den heftigen Widerspruch Guesdes, auf dem Internationalen Kongreß in Amsterdam argumentirt. Natürlich wissen Jaurès und seine Freunde ganz genau, daß Lohn zu legen, die Arbeitszeit kürzen, die Gesundheit und das Wohlbefinden der Arbeiter durch kostspielige Anlagen und Vorrichtungen fördern, große Summen für die Arbeiterversicherung zahlen, dem republikanischen, demokratischen und antiklerikalen

Bourgeois so wenig Vergnügen macht wie dem monarchisch-kerikalischen und dem Aristokraten; sie wissen, daß sich die Kammer umgruppieren wird, sobald sie, statt antiklerikaler Gesetze, den unter Millerand ausgearbeiteten Entwurf einer Altersversicherung zu berathen haben wird, und daß dieser Entwurf desto weniger Aussicht auf Annahme hat, je länger die gewissenlose republikanische Finanzwirtschaft dauert: und darum müssen die Blicke, die Gedanken und die Leidenschaften der Arbeiter von ihren eigenen Interessen abgelenkt werden. Dazu diente zuerst der Dreysfußhandel, der alle Zeitungleser verrückt und zu jeder vernünftigen Thätigkeit unfähig machte, dann der Feldzug gegen die Kongregationen, der den Arbeitern einige Milliarden in Aussicht stellte (leider haben die Jesuiten diese Milliarden nach Posen gehehrt). Als im vorigen Jahr der antiklerikale Sturm abzuflauen begann, wurde die glücklich begrabene Dreysfußaffaire wieder galvanisirt; und jetzt haben die kerikalischen Heißsporne, klug wie immer, der Regierung die Gelegenheit verschafft, eine Aktion einzuleiten, die das Land eine lange Reihe von Jahren beschäftigen kann.

Ehe ich darauf eingehe, mag daran erinnert werden, daß die deutschen Sozialisten so ehrlich sind, von Zeit zu Zeit den Schwindel aufzudecken, den die französischen Kammersozialisten mit der Republik treiben. Der „Vorwärts“ klagt von Zeit zu Zeit darüber, daß die französische Regierung für die Arbeiter nichts thue und bei der Unterdrückung von Aufständen mit nahezu russischer Brutalität verfare; und die Leser wissen ja, was am sechzehnten August Bebel in der Taktik-Kommission des Internationalen Sozialistenkongresses zu Amsterdam gesprochen hat: „Gewiß, wie im Deutschen Reiche haben eine Monarchie und eine reaktionäre Regierung; aber seit dem Vergarbeiterstreik von 1889 ist bei uns kein Militär gegen Strikende aufgeboden worden, wie in Frankreich alle Tage. Das Königthum kann auch einmal, wie unter Bismarck, in der Lage sein, die Arbeiter gegen die Bourgeoisie zu gebrauchen. Aber denken Sie an die Schandthaten gegen die Strikenden in Colorado, Pennsylvanien und Pittsburg! Das Königthum muß auch stets um die Erhaltung seines Prestige besorgt sein. Sie haben gehört, was uns Genosse Moor von schweizerischen Ministern erzählt. . . In dem Kampf gegen den Klerikalismus — und für den haben wir sehr viel Sympathie — geht keine bürgerliche Regierung über einen gewissen Punkt hinaus; Alle gebrauchen schließlich einmal den lieben Gott gegen die Arbeiter. Und ist der Klerikalismus der einzige Feind? Nirgends besteht ein infameres Steuersystem als in Frankreich.“ Den Werth dieser Geständnisse beeinträchtigt es nicht, daß sie für Bebel nur ein Mittel zur Bekämpfung des Revisionismus sein sollten, der doch, nebenbei bemerkt, keineswegs identisch ist mit dem heuchlerischen Regierungsozialismus der Millerand und Jaurès. In der Plenar-sitzung hat Bebel dann, nach einem im Parteinteresse gebotenen Ausfall

auf die bürgerliche Berichterstattung über seine Rede, deren Behauptungen noch ausführlicher begründet, die jämmerliche Lage des französischen Proletariates hell beleuchtet und die jämmerliche Politik des berühmten Genossen Jaures gründlich bloßgestellt.

Also die Bigotten der Diözesen Laval und Dijon haben gegen ihre nicht hinlänglich bigotten Bischöfe Geay und Le Nordez so lange gehegt, bis der Papst — sein klügerer und weniger frommer Vorgänger hätte sich kaum auf das gefährliche Gleis verlocken lassen — sie maßregelte und dadurch der jakobinischen Regierung den erwünschten Vorwand gab, das Konkordat für verletzt zu erklären, die diplomatischen Beziehungen abzubrechen und die Kündigung des Konkordates in Aussicht zu stellen. Die Bedeutung und den Werth von Konkordaten im Allgemeinen und des französischen im Besonderen erörtern: Das würde uns von unserem Thema abführen; und eine Untersuchung der schwebenden Rechtsfrage, die ja für Kanonisten, Juristen und Diplomaten viel Anziehendes haben mag, wäre überflüssig, weil bei Konkordaten, wie bei allen Staatsverträgen, nicht der Wortlaut und das vermeintliche Recht darüber entscheiden, ob eine die Kündigung motivirende Verletzung vorliegt, sondern die augenblicklichen Machtverhältnisse, Interessen und Leidenschaften der Kontrahenten. Natürlich läßt sich nicht voraussagen, wie die Sache verlaufen wird. Vielleicht zwingen die Diplomaten der Kurie den seeleneifrigen Papst, schweren Herzens die gethanen Schritte zurückzuthun und auf der Grundlage des beider Seiten gemeinsamen politischen Interesses, das ja nicht nur dem Dreibund gegenüber, sondern auch in Beziehung auf das Protektorat der orientalischen Katholiken vorhanden ist, noch einmal die Verständigung mit der atheïstischen Republik zu suchen. Wahrscheinlich sind jedoch der jakobinische Geist und das vorhin beschriebene Interesse des bloo zu mächtig, als daß sie die Versöhnung selbst mit einem sich demüthigenden Papstthum zulassen könnten; und so werden sich denn die Jakobiner der Regierung und der Kammer vor eine Aufgabe, die der Neuorganisation der französischen Kirche, gestellt sehen, der ihre Advokaten- und Professorentalente so wenig gewachsen sein dürften wie die der ersten Revolution. Zum Bestürmungswerk reichen solche Talente ja hin, sind sie durch Doktrinarismus und skrupellosen Fanatismus sogar vorzüglich geeignet; aber der Neubau erfordert ein organisatorisches Genie, einen Napoleon. Und um einen Neubau kommt man nicht herum. Daß ihn die Franzosen, wie es scheint, ohne Verhandlungen mit Rom, durch ein Staatsgesetz aufführen wollen, halte ich für richtig; denn im Gegensatz zu Bismarck bin ich der Ansicht, daß alle Regierungen die kirchlichen Angelegenheiten ihrer katholischen Bürger nur im Einverständnis mit diesen ohne Verhandlungen mit Rom ordnen und es den Bürgern überlassen sollten, wie sie sich mit ihrem geistlichen Oberhaupt und seinen An-

sprüchen abfinden wollen. Aber es ist eben die Frage, ob Jakobiner die richtigen Männer für ein solches Geschäft sind; oder vielmehr: es ist gar keine Frage, daß sie es nicht sind. Zunächst steht ihnen der Weg einer Trennung von Staat und Kirche nach amerikanischem Muster nicht offen. Erstens deshalb nicht, weil sie, eben als Jakobiner, viel zu einmischungsfüchtig, herrschaftsfüchtig, fanatisch und doktrinär sind, als daß sie irgend Etwas im Staat, sei es Geistliches oder Weltliches, sich frei entfalten und entwickeln ließen. Dann, weil der despotischen Anlage der einen Seite das Bedürfnis der anderen, des Volkes, geleitet und regiert zu werden, entspricht. Die Franzosen sind bekanntlich das zur Selbstregierung unfähigste, an Bevormundung am Meisten gewöhnte Volk Europas; die angeblich demokratische gallische Republik ist in Wirklichkeit eine bürokratische. Demokratisch ist sie, gleich Rußland (der Zweibund beruht, trotz gewaltigem Unterschied in der äußerlichen Eirklifation, auf Seelenderwandtschaft), in dem Sinn, daß Alle, Reich und Arm, Vornehm und Gering, im Gehorsam und der Unterwürfigkeit gegen den jeweiligen Gebieter, in der Unmündigkeit gleich sind und daß es weder unabhängige Stände und Korporationen noch unabhängige Personen im Staat giebt. Liberalismus ist eben eine aristokratische Tugend und Selbstverwaltung setzt echt liberalen Unabhängigkeitgeist voraus.

In dem vorhin erwähnten Jahrgang der *Revue des deux mondes* hat Georges Picot unter der Ueberschrift „Verlorene Kräfte“ beschrieben, wie die Regierung Alles durch Beamte besorgen läßt, dadurch die Thätigkeit der Behörden den indiskreten Blicken der Regierten entzieht und sich so von jeder unbequemen Kontrolle befreit. Dadurch würden aber zugleich die besten Gesetze unwirksam gemacht und eine Unmasse Kräfte, die dem Gemeinwohl nützen könnten, dazu verurtheilt, brachzuliegen. Diese Faulheit der Bürger mache den Staat allmächtig. Die Regierung ernte bei den Wahlen ihre Kandidaten wie reife Früchte, und da die Bürger das Denken und das Handeln verlernt hätten, so dächten und handelten für sie ein paar Jakobiner. Also die Katholiken würden hilflos wie neugeborene Kinder sein, wenn sie ihre kirchlichen Angelegenheiten selbst besorgen sollten, wie die amerikanischen Selten thun. Wozu noch kommt, daß sich die Männer bisher überhaupt nicht um kirchliche Angelegenheiten bekümmert haben, so weit diese nicht in der Bekämpfung der Kirche bestanden: im Großen und Ganzen sind nur die Weiber und die Kinder kirchlich. Und doch können auch die Männer die Kirche nicht entbehren, weil sie wollen, daß ihre Weiber und Kinder Religion haben sollen; und Das wird eben Combes zwingen, die Neuregelung des Kirchenwesens in die Hand zu nehmen. Ueberhaupt: ein Volk ohne alle Religion wäre ein noch nie dagewesenes Novum; und eine andere Religion als die katholische hat man in Frankreich nicht. Der Kultus der Göttin der Vernunft ist der

Sückerlichkeit verfallen, die Freimaurerloge ist eine viel zu exklusive Kirche, als daß sie Bauern, Arbeiter, Weiber und Kinder an ihren Erbauungsstunden theilnehmen lassen könnte, und Protestanten mögen die Romanen nicht werden, aus Gründen, die für Italien Paolo Zembrini neulich hier sehr schön klargestellt hat. Zunächst wird die Frage zu entscheiden sein, ob man wirklich alle Schulen, Kranken- und Waisenhäuser, die noch von Ordenspersonen geleitet werden, laizistren oder ob man einen Theil davon unter Staatsaufsicht in geistlichen Händen lassen will. Man mag die Frage in dem einen oder dem anderen Sinn entscheiden: jedenfalls wird schon die finanzielle Regelung des Schulwesens an das organisatorische Talent der Staatsmänner hohe Anforderungen stellen. Dann gilt es, die Höhe des Kultusbudgets zu bestimmen; es einfach abschaffen, hieße, die Bischöfe und die Pfarrer auf den Bettel anweisen; und wenn man sieht, daß man nicht viel wohlfeiler wekommt als bisher, wird sich der Eifer der Arbeiter für die Aufhebung des Konkordats wesentlich abkühlen. Endlich werden die Fragen, wie und von wem die geistlichen Aemter besetzt werden, ob die Bisthümer und die Pfarrgemeinden Korporationsrechte erhalten sollen und welche, und wie die Disziplinargewalt über die Geistlichen geübt werden soll, endlose Streitigkeiten verursachen; von der Erziehung der angehenden Kleriker, dem kanonischen Eherecht und anderen heiklen Sachen gar nicht erst zu reden.

Ist demnach alles Zukünftige ungewiß, so ist dafür ein Gegenwärtiges desto gewisser: der Bankerott des Vatikanismus in Frankreich. Man überlege sich nur einmal und mache sich völlig klar, was damit gesagt ist: 98 Prozent aller Franzosen sind katholisch getauft und in diesem fast ganz katholischen Land herrschen die Kirchenfeinde so unumschränkt und ist der Unglaube so allgemein, daß, wenn von Katholiken die Rede ist, man immer nur die Klerikalen meint, womit man ganz naiv zugiebt, daß die Franzosen im Allgemeinen nur Taufkatholiken, aber keine wirklichen Katholiken sind. Und die aus wirklichen Katholiken bestehende Minderheit vermag sich, wie die französischen Korrespondenten der Kölnischen Volkszeitung jammern, nicht einmal zu sammeln, zu einigen und zu einer politisch ins Gewicht fallenden Opposition zu organisiren. Zum Theil erklärt sich diese schimpfliche Schwäche aus der schon angedeuteten politischen Unmündigkeit der Franzosen. Der Franzose parirt eben, mag der Zufall, die Intrigue, die Revolution einen Monarchen oder einen republikanischen Präsidenten, einen bigotten Katholiken oder einen Atheisten an die Spitze des Staates gebracht haben. Die Hauptursache aber ist der Vatikanismus. So nenne ich den modernen, spezifisch französischen Katholizismus lieber als Jesuitismus oder Ultramontanismus. Denn die Jesuiten sind, mit anderen Orden und den bigotten Laien verglichen, vernünftige und aufgeklärte Leute, und obwohl auch sie einige Arten des Aberglaubens, wie

die Mariolatrie, fördern, haben sie doch den Katholizismus — den Katholizismus, nicht den Protestantismus; dem können sie heutzutage gar nichts thun — hauptsächlich gerade durch die Unterstützung der päpstlichen Ansprüche geschädigt. Und Ultramontanismus, das Schauen über die Berge nach einem dort residirenden geistlichen Oberhaupt, ist an sich gar nichts Schlimmes, vielmehr ein Mittel, die Völker in Liebe zu verbinden, deren Chauvinismus und Nationalismus in völlige Raserei ausartet, wenn auch noch vollends das religiöse mit dem nationalen Interesse zusammensfällt. Vatikanisch aber darf man den modernen französischen Katholizismus nennen, weil er durch das Vatikanum die Herrschaft in der Kirche erlangt hat. Außerlich, mechanisch und ästhetisch ist die Religion aller Romane; viele Kultusformen hat die christliche römische Religion einfach ihrer heidnischen Vorgängerin, dem römischen Staatskult, entnommen. Das finde ich gar nicht schlimm und Paganismus ist in meinen Augen an sich noch kein Vorwurf. Nur muß es den ernsteren und tieferen Gemüthern — und solche sind die der Germanen — gestattet sein, die Kultformen als Symbole geistiger Dinge zu behandeln und allzu grobe, lächerliche, kindische Symbole nebst dem Uebermaß von Bräuchen, Ceremonien, fabelhaften Legenden sich vom Leibe zu halten. Eben dieses aber wollen unsere modernen Bigotten, Allen voran die französischen, nicht gestatten: und darum haben sie, nicht sowohl die französischen Bischöfe als der das vatikanische Konzil beherrschende Louis Veuillot mit seinem lärmenden Betschwefelnpöbel, den Papst unfehlbar gemacht; denn erstens war die Anbetung des schönen neunten Pius und seiner schönen weißseidnen Soutane an sich schon ein Bestandtheil der Religion verzückter Betschwefelner und zweitens waren sie sicher, daß ein Papst von dieses Pius Art — und warum sollten seine Nachfolger von anderer Art sein? — jede religiöse Modenarttheit und jeden neuen Aberglauben segnen und zum Dogma stempeln werde. Darum also betrieben die französischen Bigotten die Unfehlbarerklärung mit Fanatismus. Die unwissenden italienischen und orientalischen Bischöfe — die italienischen Diözesen sind bekanntlich sehr klein und darum sehr zahlreich — waren nur Stimmvieh. Die Gallier stehen mit ihrem bekehrungsfüchtigen Fanatismus in der Mitte zwischen den heiteren und leichtsinnigen Italienern, denen der Kultus nur ein kindliches Vergnügen ist, und den noch fanatischeren Spaniern, die ihren Fanatismus nur als nationale Eigenthümlichkeit pflegen und keine Propaganda betreiben. Die Kurialisten aber und die mit ihnen verbündeten Jesuiten haben den fanatischen Aberglauben der Bigotten dazu benutzt, die Opposition der Vernünftigen, zu denen alle deutschen Bischöfe gehörten, zu unterdrücken, um ein Dogma durchzusetzen, von dem sie hofften, daß es die Macht des Papstes erhöhen und befestigen und den Rest des zusammenbrechenden Kirchenstaates erhalten werde.

Worin dieses katholische Christenthum genannte vatikanische Paganismus besteht, braucht nicht im Einzelnen angegeben zu werden, da es allgemein bekannt ist. Ab und zu sieht sich ein Bischof zu einem Eindämmungsversuch genöthigt. Er muß dabei sehr vorsichtig verfahren, weil ihn sonst die Betschwefelern und deren Tintenkuhlis als Ketzer beschreiben und unmöglich machen. Wie ich aus Dr. Josef Räßers „Renaissance“ erfahre, hat in diesem Jahr der Bischof von Sankt Gallen einen Hirtenbrief erlassen, worin er die Mode tadelt, für jede Art von leiblichen Nöthen, Vermögensschäden und aus sonstigem weltlichen Interesse besondere Heilige anzurufen und die vermeintlichen Erhöhrungen in kirchlichen Blättern zu veröffentlichen; er gesteht zu, daß von solchen Heiligen in Ausdrücken gesprochen werde, die auf einen griechischen Halbgott passen würden. Dann wendet sich der Bischof gegen den Geschäftskatholizismus und citirt folgende Stelle aus der mainzer Zeitschrift „Der Katholik“: „Noch wäre ein langes Kapitel einzuschalten über ungesunde Erbauungsliteratur, Gebetszettelsunfug, Gebetheilungen, Antoniusbriefchen, Devotionalienunfug, Bildervertrieb für Kirchenbauten, Hausirhandel und Versandgeschäft mit Haussegn, Devotionalienhandel mit Provision für kirchliche Zwecke, Hydra-, Schneeball- und Lawinensystem, interkonfessionellen Geschäftsbetrieb (auch protestantische Geschäftsleute machen sich nämlich die Dummheit und den Eifer der katholischen Frommen nutzbar), jüdische Devotionalienhändler, Mißbrauch päpstlicher Auszeichnungen u. s. w. Seit Jahren bin ich den Schleichwegen dieser unsauberen Industrie nachgegangen und habe die Kunstgriffe und Geschäftskünste industriöser Händler registriert. Auf Grund meiner Buchführung bin ich im Stande, über das Raffinement gewisser Geschäftsleute Licht zu verbreiten. Der unter dem Volk angerichtete materielle Schaden ist riesig. Die ergatterten Summen sind sehr beträchtlich. Auch die Schädigung auf geistigem Gebiet ist nicht gering anzuschlagen.“

Diese Seuche ist nun eben aus Frankreich zu uns gekommen und man kann sich vorstellen, wie verheerend sie dort wüthen muß, gefördert durch das mächtige Interesse der Geschäftsleute, die zum Theil Ordenspersonen sind. Anzuerkennen ist, daß bei uns auch andere katholische oder Centrumsorgane, zum Beispiel: die Meißner Zeitung, gegen den Unfug eifern. Das dürfte in Frankreich schwerlich ein katholisches Organ wagen. Den kirchlichen Zustand dieses Landes, wenn auch mit Zurückhaltung, wahrheitgetreu zu schildern, hat jüngst die Kölnische Volkszeitung den Muth gehabt. Manche Leser werden vielleicht ja den gewiß vielfach abgedruckten Artikel in ihrer Zeitung gefunden haben; aber er verdient an einer Stelle aufbewahrt zu werden, die nicht ganz so vergänglich ist wie Zeitungspapier. Er knüpft an die Eingangsphrase einer Korrespondenz für deutsche Centrumsblätter an.

„Die an die Spitze gestellte Frage: ‚Hat denn der Herr das katholische

Frankreich ganz verlassen? scheint uns der Mißdeutung zu unterliegen. Sie könnte dahin gedeutet werden, als seien die französischen Katholiken ohne ihre Schuld in die gegenwärtige Lage gekommen. Das wäre aber eine ganz verhängnißvolle Selbsttäuschung. In Wirklichkeit trifft die kirchlichen Kreise in Frankreich und die französischen Katholiken ein großes Maß von Mitschuld an der Entwicklung der Dinge und ohne ihre eigene Mitwirkung wird es sicherlich nicht anders werden. Kirchliche Kreise haben durch extremes und unkluges Gebahren mit dazu beigetragen, die radikal kirchenseindliche Stimmung in dem ganz katholischen Land zu erzeugen und zu verstärken. Man denke nur an die Auswüchse im kirchlichen Leben, die auf dem Priesterkongreß in Bourges bloßgelegt wurden. Es war ein Generalsekretär, ein ernster, streng kirchlich gesinnter Geistlicher, der dort das Wort von den *dévotions parasitaires*, den Schmarotzerandachten, prägte, die vielfach die Bethätigung gesunder Frömmigkeit überwuchern und in der eigenthümlichen Art der Verehrung einzelner Heiligen — man wäre versucht zu sagen: Notheiligen — gerabezu abstoßend wirkt. In einzelnen Erbauungsschriften finden sich widerwärtige Mittheilungen darüber. Auch die Abneigung gegen die Orden und Kongregationen erklärt sich keineswegs ausschließlich aus kirchenseindlichem Fanatismus der augenblicklichen Machthaber. Ein Theil der Genossenschaften, besonders die Assumptionisten, hat dazu das Seine beigetragen. Auch Demen, die den Werth und Ergen des katholischen Ordenswesens vollaus anerkennen, tritt in Frankreich ein gewisses Uebermaß von Genossenschaftsgründungen entgegen, wie es hier und da schon in den gesuchten, gekünstelten Namen einzelner sich darstellt; dazu kommt eine gewisse Erwerbsthätigkeit einzelner Genossenschaften, auf welche Gerichtsverhandlungen der letzten Jahre mehrfach sehr unliebsame Schlaglichter geworfen haben. Und dann die Verfeinerungssucht in manchen kirchlichen Kreisen Frankreichs, der die Gemeinschaft der „ganz Korrekten“ nie eng genug sein konnte, statt daß man sorgfältig Alles sammelte, was auch nur noch lose mit der Kirche zusammenhing; die verhängnißvolle Neigung, in Allen, die nicht mit den eigenen Anschauungen und Schulmeinungen völlig übereinstimmen, „Freimaurer“ zu sehen, ein Los, von dem bekanntlich selbst Männer wie Georges Goyau und Graf De Mun nicht verschont geblieben sind, wie auch sogar der Unvers des Verdachtes des „Liberalismus“ sich erwehren mußte. Vor Allem aber hat der Kirche in Frankreich schwer geschadet, daß sie den veränderten Verhältnissen sich nicht anzupassen verstanden hat. Mehr als in anderen Ländern hat dort die Geistlichkeit durch ihre Abgeschlossenheit an Einfluß eingebüßt. Und was die französischen Katholiken überhaupt anlangt, so haben sie so ziemlich alle Thorheiten begangen, die sich in diesen kritischen Zeitaltern begehen ließen: Spaltung in die verschiedensten Parteien (Legitimisten, Orleansisten, Bonapartisten, Republikaner mit und ohne Beinamen), Unerschließung aller Abenteuer (Boulangismus, Dreyfusheze, Vaughanismus, Rationalismus) Verzicht auf jeden Versuch politischer und namentlich sozialpolitischer Thätigkeit. Auch jetzt, mitten in der schwersten Krisis, viel Lamento über die Schmachlichkeit ihrer Gegner, aber nirgends ein Versuch, mit umsichtiger, ausdauernder Thätigkeit das verlorene Terrain wiederzuerobern. Mit einem gewissen religiösen Chauvinismus erwarten sie nach wie vor Alles von einem unmittelbaren Eingreifen Gottes.“

Sehr natürlich, weil eben die heutige Religion der Franzosen ein großer

Aberglaube ist. Daraus folgt nun, daß der aus parteitaktischen Gründen unternommene antiklerikale Feldzug keineswegs der idealen und der sittlichen Berechtigung entbehrt; und wir dürfen annehmen, daß Viele ihn nur aus idealen, aus sittlichen, patriotischen und dem Kulturinteresse entspringenden Beweggründen mitmachen. Der denkende moderne Mensch sieht sich meist außer Stande, die alten Kirchendogmen zu glauben. Aber mit Vertretern dieser Dogmen, wie sie auch Frankreich noch im vorigen Jahrhundert gehabt hat, einem Chateaubriand, einem Lacordaire, einem Montalembert, einem Dupanloup konnte sich der moderne Gebildete verständigen; er konnte der ehrwürdigen patristisch-scholastischen Philosophie, zu der sie sich bekannten, Achtung erweisen, wenn er sie auch für falsch oder wenigstens einer starken Modifikation bedürftig hielt, und er brauchte sich der äußerlichen Zugehörigkeit zu einer Kirchengemeinschaft nicht zu schämen, die unstreitig segensreich wirkte. Aber mit dem neukatholischen Aberglauben zu paktiren, wäre unanständig; und auch schon der gemeine Mann fühlt sich von ihm so abgestoßen, daß sein Indifferentismus in offenen Haß umschlägt, wenn ihn nicht Geschäftsinteressen auf der Seite der Bigotten festhalten. Und der Staatsmann muß sich sagen: Wir dürfen nicht einen großen Theil der Jugend den klerikalen Erziehungsanstalten überlassen, in denen die Knaben und Mädchen entweder blödsinnige Frömmeler oder gefährliche Fanatiker werden. Allerdings hauptsächlich nur die Mädchen, da die Knaben diese Anstalten meist mit tiefem Haß gegen ihre geistlichen Lehrer und gegen die Kirche verlassen; wie Voltaire ein Jesuitenschüler gewesen ist, so sind auch die heutigen französischen Pfaffenesser zu einem großen Theil Klosterschüler; insofern können die Orden als die mächtigsten und einflussreichsten Bundesgenossen des Atheismus bezeichnet werden, dem gerade ihre Erziehung die eifrigsten Anhänger zuführt.

Das ist es nun, was den französischen Kulturkampf für Deutschland wichtig macht. Die deutschen Katholiken haben sich mit verschwindenden Ausnahmen dem Vatikanum unterworfen; nun: dieses Vatikanum ist eben die Sanktion des französischen Aberglaubens. Alle Proteste vernünftiger deutscher Katholiken gegen „Auswüchse“ nützen nicht; denn das Vatikanum, das sie anerkennen, hat gar keinen anderen Zweck gehabt, als diese Auswüchse und die weltlichen Herrschaftsansprüche der römischen Kurie zum orthodoxen Christenthum zu stempeln. Was den deutschen Katholiken bisher möglich gemacht hat, sich selbst diese Thatsache zu verbergen, habe ich schon oft gesagt. Jede religiöse Gemeinschaft wird nach einem allgemeinen Lebensgesetz Interessengemeinschaft. Diese zweite Natur tritt um so stärker hervor, je älter und zahlreicher sie wird und je mehr sie sich in allerlei soziale, politische und Rechtsverhältnisse verstrickt. Für die deutschen Katholiken gilt Das in noch höherem Grade, weil sie als eine Minderheit ihre bürgerliche Gleichberechti-

gung mit den Protestanten zu erkämpfen oder doch zu behaupten haben. Unter diesen Umständen erschien in der vatikanischen Krisis die Losung „Einigkeit um jeden Preis“ den meisten deutschen Katholiken als die taktisch richtige. Können wir, sagten sich die Verständigen (und zu ihnen gehörten die Bischöfe) den Unfehlbarkeitsfandal abwenden, dann wollen wir Gott danken; unterliegen wir, dann müssen wir uns äußerlich unterwerfen. So opponirten sie denn hinter verschlossenen Thüren, streckten, um Hilfe stehend, ihre Hände nach protestantischen Diplomaten aus und maßregelten solche Geistliche, die offen und ehrlich opponirten. Mit dieser Taktik verhalfen sie den französischen Vetschwestern und deren Zöglingen, den deutschen, zum Siege, unterstützt von einigen fanatischen Publizisten, deren jeder in seinen Blättern und Blättchen mehr Lärm machte als die vielen Tausend Vernünftigen zusammengenommen. Die machten überhaupt keinen Lärm, sondern stöhnten nur einsam im Kämmerlein oder klagten einander flüsternd ihre Noth; Dieses aus Furcht vor Horchern und Denunzianten nur selten. Dann überheb sie der Kulturkampf, der zur gemeinsamen Vertheidigung zwang, der peinlichen Pflicht, über ihr dogmatisches Elend nachzudenken. Der Sieger im Kulturkampf sieht sich nun in die grausame Nothwendigkeit versetzt, seine Religion gerade in der ihm selbst widerwärtigen Form zu bekennen, die den Vorwand zum Angriff auf sie abgegeben hat. Und stärker als je macht sich die Natur der Kirche als einer Interessengemeinschaft geltend, nachdem ihr der Kampf im Centrum ein Organ geschaffen hat, das die Ansprüche ihrer Mitglieder durchzusetzen die Macht hat. Die katholische Intelligenz wird durch die katholischen Studentenverbindungen frühzeitig in diesen Interessenverband eingegliedert und weder sachwissenschaftliche noch philosophische Skrupel stören den Assimilierungsprozeß. Zu tiefem Nachdenken lassen ja einen Verbindungstudenten schon die pflichtgemäßen Früh- und Abendschoppen nicht kommen und dann absorbiert das mühsame Einarbeiten in die sauren Amtspflichten, was das Bier an bildsamer Hirnmasse übrig gelassen hat. Und so denkt denn der katholische Richter, der Arzt, der Gymnasiallehrer, der Regierungsrath (womit ich nicht sagen will, daß es ihre protestantischen Standesgenossen anders hielten) ungefähr wie der biedere aus Mannheim gebürtige Deutschamerikaner, mit dem sich ein Korrespondent der Frankfurter Zeitung unterhalten hat. Der fragt: Die Messen, glauben Sie, genügen, Ihnen den Eintritt in den Himmel zu sichern? „Yes, äch glaub's. Denn de clergyman sagt's und de clergyman muß es wissen. Denn Das is sei Geschäft.“ Und wenns anders wäre? „Well, my dear sir! Ach bin a man vons Glasgeschäft. Ach kann mich nächst bekümmern um de Froge von de Religions. Ach han nächst de Zeit; denn time is money. Wenn äch was wissen macht von wegen de Religions, dann säh äch nächst in de Bibel änd de Viecher; äch könnte vergehn Täg neingucken änd äch

sänd nächst. Wenn äch en Schuh han, der'a Loch häd, gäh äch nächst zum tailor; äch gäh zum Schuster. Wend also gäh äch zum clergyman; der guckt in seine Biecher und in zehn minutes häd ers änd sägts mir. Wend wenns nicht wahr wär': ich muß es glaube. Denn besser weiß ächs nächst, änds is sei Geschäft, er wird davor bezahlt.* Dieses naive Geständniß erklärt den Gang der Kirchengeschichte besser als dickbändige Religionphilosophien.

So weit wäre denn Alles gegangen wie geschmiert; aber keine politische religiöse Entwicklung bewegt sich unaufhörlich in der selben Bahn weiter. Die Betschwestern werden nicht ruhen, bis sie im Bunde mit den Zeloten alle Hüllen heruntergerissen und den Vatikanismus in seiner ganzen Schönheit allen Augen sichtbar gemacht haben werden. Unter den Zeloten marschiren augenblicklich voran der gelehrte Peter Denifle und die Bischöfe Korum, Benzler und Keppler, der eifrige Bekämpfer des Reformkatholizismus; und Korums Erfolge in der Schulpolitik werden schon in den Schatten gestellt von denen auf dem Gebiete der Arbeiterbewegung: augenscheinlich von ihm aufgemuntert, wenn nicht angeregt, haben drei im Glauben eifrige Herren, Gerichtsassessor von Savigny, Dr. Fleischer und Vicentiat Fournelle, von Berlin aus einen Feldzug zur Sprengung der christlichen Gewerksvereine unternommen; deren katholische Mitglieder sollen für katholische Fachvereine eingefangen werden. Das Erste wird wahrscheinlich eher gelingen als das Zweite. Wenn nun der deutsche Katholizismus ganz gallisirt ist: wird dann der deutsche Magen verdauen, was der gallische jezt ausspeit? Wahrscheinlich nicht; und die Vernünftigen unter den deutschen Katholiken werden dann — zu spät! — erkennen, daß Döllinger in sehr Vielem Recht gehabt hat.

Reiffe.

Karl Jentsch.



Ein später Strauß.*)

Im walde.

Wenn bräunlich sich die Buchen färben
 Und goldbelaubt die Birke steht,
 Dann fühlst Du, wie ein großes Sterben
 Sacht durch die müden Wälder geht.

*) Unter diesem Titel wird in ein paar Wochen bei Schuster & Voelfler ein Bändchen erscheinen, in dem der berühmte Verteidiger einen Theil seiner Dicht veröffentlicht. Aus dem Buch, das einem neuen Sello kennen lehrt, seien hier zunächst zwei kleine Proben gegeben.

Des Todes Stimme hörst Du reden
Im Wipfelwehn, in Well' und Wind,
Wenn sich in blaffen Herbstesfäden
Sein Sterbebekleid der Sommer spinnt.

Und wunschsmüd in ihre Tiefen
Zieht Deine Seele sich zurück,
Wenn still in Deiner Brust entschliefen
Die Klagen um erstorbnes Glück.



Trost.

⚡lagst Du, daß Dein Lenz entflohen
In der argen Jahre flucht?
Wenn der Mai mit Blüthen pranget:
Nur im Herbste reift die Frucht.

Nicht im Bach, der trüb und schäumend
Aus der Gletscherspalte quillt:
In des Stromes klarem Spiegel
Malt sich treu der Sonne Bild.

Wenn der Gluthenhauch des Sommers
Blatt um Blatt vom Zweige streift:
Sei der Traube gleich an Süße,
Die ein milder Herbst gereift.

Wenn der Jugend Quell verschäumte:
Gleich dem Strome fließe Du
Tief und still, voll Sonnenglanzes,
Deinem Ozeane zu.

Erich Sello.



Medizinische Privatdozenten.

Es lichtet sich um Herrn von Leyden. Wie lange ist es denn her, daß Herr Martin Wendelsohn, noch ehe es ihm gelungen war, die Krankenpflege in eine Hypurgie genannte Wissenschaft zu verwandeln, ins Dunkel verschwinden mußte? Und schon geht Herr Jakob auf einen Urlaub, von dem er nicht wieder zurückkehren wird*). So wenigstens liest man in „gut unterrichteten“ Blättern: wirklich, auf den staatsmännischen Ton scheint man sich in der Ersten Medizinischen Klinik zu verstehen. Im Uebrigen genießt dieses Institut seit reichlich einem Jahrzehnt eine wunderbare Unpopularität bei seinen Schwesteranstalten. Als anno 1900 die Universität Greifswald dem von der Fakultätmehrheit zur Abfassung seines Pensionierungsantrages gezwungenen Rosler einen Nachfolger suchte, war für die Aufstellung der Vorschlagsliste die Parole ausgegeben: Nur keinen Leyden-Schüler! Trotzdem die Unterrichtsverwaltung den tüchtigsten und geschicktesten, Herrn Goldscheider, präsentierte. Seitdem ist die Bewunderung für die „Erste Berliner“ an den deutschen Kliniken und Krankenhäusern nicht gewachsen; und der Tonfall, in dem die berliner Ärzte ihren Verein für innere Medizin den Cirkus Leyden zu nennen belieben, läßt von Ehrerbietung auch recht wenig merken.

*) Da die Fälle, von denen Herr Dr. Hellpach spricht, nicht allen Lesern bekannt sein werden, muß ich hier wohl ein erklärendes Wort anfügen. Herr Professor Dr. Martin Wendelsohn ist in einen Kuppelprozeß verwickelt, der noch nicht rechtskräftig entschieden werden konnte, weil vor der Hauptverhandlung eine wichtige Belastungzeugin verstarb. Da die Staatsanwaltschaft den Professor auf freiem Fuß läßt, muß sie ihn wohl nicht allzu schwer belastet finden; immerhin ist seine akademische Laufbahn, die dem Leyden-Schüler früh den höchsten Lehrentitel eintrug, als beendet zu betrachten. Im Fall Jacob handelt sich nicht um Privatangelegenheiten. Herr Professor Dr. Paul Jacob, der Leydens Assistent an der Ersten Medizinischen Klinik war, hat in corpore vill kranker Menschen sehr sonderbare Experimente gemacht. Der vielfach begehrte Ruhm, ein wirksames Mittel gegen die Zerstörstücke der Tuberkulose zu finden, hat auch ihn verlockt. Er glaubte, am Schnellsten das Ziel dadurch zu erreichen, daß er ein von ihm (und Anderen) für heilsam gehaltenes Mittel direkt in die erkrankte Lunge einspritzte. Die Folgen sollen sehr übel gewesen sein und Herr Professor Jacob wurde außerdem beschuldigt, die Krankengeschichten bei der Veröffentlichung nicht korrekt mitgeteilt zu haben. In der Medizinischen Gesellschaft kam es zu heftigen Auseinandersetzungen, ein Herr Geheimrath Orth, Virchow's Nachfolger als Pathologischer Anatom, nächstehender Arzt griff Herrn Jacob, unter lautem Beifall der Versammlung, scharf an, die Fakultät hielt eine Untersuchung des Falles für nöthig und die Zeitungen meldeten noch vor dem Abschluß dieses Verfahrens, Professor Jacob werde nicht in sein Amt zurückkehren.

Das Alles ist eigentlich nicht weiter aufregend. Leydens Verdienste um die Förderung der klinischen Einsicht bleiben von diesen Dingen unberührt; und sein Schicksal von heute ist das Schicksal der meisten Größen, denen ob ihrer Erfolge allzu laute Feier und allzu hohe Gunst beschieden war. Der medizinischen Fakultät scheint die Sache aber arg auf die Nerven gefallen zu sein. Wenigstens lesen wir, daß sie sich in einer Sitzung eingehend mit dem Fall Jakob und im Anschluß daran mit der ganzen Privatdozentenfrage befaßt habe. Das Ergebniß dieser Erwägungen sei, daß künftig die Fakultät junge Leute spontan zur Habilitation auffordern werde. Das ist nicht dementirt worden; und im Berliner Tageblatt hat ein ungenannter Leitartikler, vermuthlich Herr J. Kasian, der durch die Begräbung des naturalistischen „Sonnenaufganges“ mit der Geburtzange unsterblich gewordene Sachverständige der gelesesten liberalen Zeitung, aus diesen Fakultätserwägungen die düsterste Prognose für die Zukunft der deutschen Wissenschaft hergeleitet.

In Wirklichkeit ist die Angst dieses Leitartikels ganz unangebracht. Was die berliner Fakultät da angeblich neu einzuführen gedenkt, ist ja längst bei den weitaus meisten Habilitationen üblich. Schon heute ist die Zahl Derer, die ohne Ermunterung, mindestens ohne gesicherte Zustimmung ihres Chefs oder irgend eines anderen einflussreichen Mitgliedes der Fakultät zur Habilitation schreiten, ganz verschwindend; ja, man kann sagen, ohne den vorher gesuchten Kontakt mit einer akademischen Persönlichkeit komme es überhaupt zu keiner Habilitation. Hat aber ein Professor einem Bewerber die Unterstützung bei der Habilitation versprochen, so kommt diese früher oder später auch zu Stande, — von Fällen der Doppelgängigkeit, in denen das Versprechen gegeben, der Bewerber aber der Fakultät ausdrücklich nicht empfohlen wurde, natürlich abgesehen (daß solche Fälle vorgekommen seien, behauptet die Legende). Wer jedoch ohne solchen Kontakt es unternähme, der Fakultät eine Arbeit von wissenschaftlich noch so hohem Werth einzureichen und damit das Gesuch um Zulassung zur Habilitation zu verbinden, würde mit kühlem Staunen abgewiesen. So närrische Köpfe, die sich einbilden, daß wissenschaftliche Leistungen ohne Weiteres ein Freipaß für den Eingang durch die Pforte der Hochschule sei, werden von unseren akademischen Offiziellen gar nicht ernst genommen.

Wenn nun künftig die Fakultät junge Leute zur Habilitation auffordern will, so kann sie nur so machen, daß sie sich von einzelnen ihrer Mitglieder solche Kandidaten vorschlagen läßt; nach der Würde des Vorschlages wird sich dann das Weitere richten. Die ganze Aufforderung ist also nichts als ein anderer Name für die heute nothwendige Zustimmung der Fakultät zur Habilitation. Denn daran, daß der persönliche Kontakt etwa

unnötig werden, die Fakultät ihr persönlich fremde Menschen, nur auf Grund von werthvollen Publikationen, zur Habilitation ermuntern könne, ist gar nicht zu denken. Das liegt weit außerhalb der Tendenz heutiger akademischen Gesinnlichkeiten. Die akademische Kastenbildung wird von Jahr zu Jahr starrer. Diese Feststellung hat mit dem thörichtesten Bierischgeschwätz von den begünstigten Schwieger söhnen natürlich nichts zu thun; denn dem Nepotismus kann nur ein sehr kleiner Bruchtheil dieser Kastenbildung aufs Schuldkonto geschrieben werden. Daran, daß der Zugang zu den Hochschulen für Outsiders immer schwieriger geworden ist, haben mancherlei Mißbräuche, wie Habilitationen von Ärzten, die in entfernten Städten praktizirten und den Dozententitel nur zur Dekoration führten, mitgewirkt; den Hauptantheil der Schuld aber trägt die Ueberfüllung des medizinischen Studiums und die Masse von Polikliniken. Beides hat die Zahl der Assistenten und damit auch die Zahl Derer, die sich habilitiren möchten, ungeheuer vermehrt.

Denn Das ist der springende Punkt: der akademische Nachwuchs ergänzt sich in der medizinischen Fakultät rein mechanisch, wie durch ein Pumpwerk, aus dem ungeheuren Assistentenmaterial. Auf die wissenschaftlichen Qualitäten kommt es dabei natürlich gar nicht so sehr an; entscheidend ist die Frage, ob der junge Mann genug Mittel hat, um warten zu können. Denn warten muß er unter Umständen recht lange. Schon bei der Aufnahme der Assistenten ist ja meist gar kein wissenschaftliches Moment maßgebend; es giebt nur wenige Kliniken, die darin eine Ausnahme machen. An den meisten Instituten „von Ruf“ sind die Assistentenstellen auf längere Zeit im Voraus belegt, manchmal auf Jahre hinaus; natürlich konnte der Chef über diese Borgemeinten noch gar kein sachliches Urtheil haben, als er ihnen die Stelle reservirte; persönliche Gefälligkeiten geben da den Ausschlag. Jeder dieser Assistenten aber trachtet nach der Habilitation. Die Chefs sehen sich oft in die unangenehmste Lage gebracht; ein Assistent ist praktisch sehr tüchtig, aber zum Dozenten scheint er gar nicht das Zeug zu haben; was thun? Er drängt um die Zusage der Habilitation; man stößt ihn durch eine abschlägige Antwort nicht gern vor den Kopf; so wird schließlich, ungern, die Zusage erteilt. Nun wird die Erfüllung so lange wie nur möglich hinausgezogen. Mancher wirft dann den Stram hin und geht in die Praxis; aber es giebt genug Geduldige, die bleiben und zehn, zwölf Jahre warten, bis sie das ersehnte Ziel erreicht haben. Sogar Leiter von Polikliniken, die selbst nur Privatdozenten, allenfalls mit dem Professorentitel, sind, müssen mindestens dem ersten, oft dem ersten und zweiten Assistenten die Habilitation versprechen und von Pontius zu Pilatus laufen, um sie durchzusetzen. Die Gegenleistung ist die Assistenz gegen eine minimale, oft gar keine Besoldung; es soll in Berlin Polikliniken geben, an denen von den Assistenten noch Beiträge zur

Dedung der Betriebskosten erhoben werden. Ein richtiges Geschäft also. Auf diese Weise ist in Berlin eine höchst merkwürdige Gattung von Ärzten entstanden. Die Herren sind Assistenten einer Poliklinik, treiben in ihrer freien Zeit Privatpraxis und erstreben die Habilitation; der Privatdozententitel ist ihrer Praxis förderlich und giebt ja auch der Poliklinik, der sie dienen, eine Art Relief. Vereinsthätigkeit und Referate in Zeitschriften runden das Bild ab. Die wissenschaftlichen Leistungen sucht man oft überhaupt vergebens und die Dozentenbethätigung beschränkt sich meist auf völlig überflüssige und nebensächliche Kurse praktischer Art.

Diese Verbindung von Assistentz und Habilitirung ist das Unnatürliche und das Schädliche in unseren medizinischen Fakultäten. Die Universität, im idealen Sinn gedacht, stellt ganz andere Aufgaben an ihre Glieder als das Assistiren an einem Institut. Einer mag ein tiefer Denker und Forscher und ein glänzender Dozent sein, kann vielleicht aber nur in der freien Luft der Unabhängigkeit von einem Chef gedeihen. Und daß nicht jeder brave Assistent für die akademische Laufbahn sich eignet, bedarf gar keines Beweises. Diese unnatürliche Verkoppelung zweier gänzlich verschieden gearteten Berufe ist nur auf eine Art zu beseitigen: durch eine gründliche Aufbesserung der Assistentengehälter. Die würde nicht nur den Assistenten unabhängiger vom Chef, sondern eben so sehr den Chef unabhängiger vom Assistenten machen. Sie würde ermöglichen, daß die unbemittelten, aber befähigten Mediziner den Kampf um die Assistentenstellen mit ihren bemittelten Kollegen ohne Scheu vor Entbehrungen aufnehmen könnten. Das aber wäre auch, wie mich erst kürzlich ein angesehenener Kliniker versicherte, für die Chefs eine Wohlthat: denn das System der Vormerkungen aus anderen als wissenschaftlichen Rücksichten hat sich zu so schädlicher Blüthe gerade auch darum entwickelt, weil die Mehrzahl der tüchtigsten Mediziner für eine Jahre lange Assistentz aus finanziellen Gründen gar nicht in Frage kommt. Auch schätzen nach alter Erfahrung die wirklich tüchtigen Elemente ihre eigene Fähigkeit meist viel richtiger ein; sie haben durchaus nicht immer akademische Ambitionen: viele ziehen den späteren Eintritt in die Praxis oder in leitende Stellungen an Krankenanstalten vor. Die Leiter von Privatpolikliniken aber zwingt man, die selbe Befolgungstala einzuhalten oder ihre Bude zuzumachen; auch um die geistige Ausbeutung sollte der Staat sich endlich kümmern. Sind erst einmal diese beiden Typen der Assistenten entfernt: der junge Herr aus konnexionreicher Familie, den ein Chef „nicht gut abweisen“ kann und der ja lediglich auf das akademisch dekorative lossteuert, und zweitens der bemittelte Herr mit den selben Aspirationen, der seine Arbeitskraft umsonst giebt, um sich damit die Habilitation zu sichern, — dann wird freie Bahn für das Vordringen der wirklich geeigneten Köpfe. Eher aber nicht. Bis dahin kann

auch der Leitartikler des Berliner Tageblattes sein Haupt ruhig schlafen legen. Seine Beklemmungen stammen ja aus einer ganz anderen Quelle, nicht aus der ärztlichen Sorge um die Freiheit der Wissenschaft: rekrutirt sich doch der geschilderte poliklinische Assistententypus hauptsächlich aus begüterten jüdischen Kreisen; und der lange schon antisemitischer Liebhabereien verdächtigten berliner Fakultät scheint man zuzutrauen, daß ihre Erwägungen auf eine Zurückdrängung dieser Kreise abzielen könnten.

Natürlich müßte sich einer wirtschaftlichen Reform des medizinischen Assistententhumes auch eine Stärkung des Verantwortlichkeitsgefühles in den Fakultäten verbünden, wenn die Reform eine dauernde Gesundung der akademischen Verhältnisse bewirken soll. Heute scheint es manchmal, als hätten selbst die Professoren, die den Nothstand deutlich sehen und darüber klagen, sich fatalistisch in sein stetes Wachsen ergeben. An einer ostelbischen Universität „wirkte“ vor Jahren ein Privatdozent, der zugleich in Westdeutschland eine blühende Spezialpraxis betrieb; er ließ sich immer für zwei Semester „zu Studienzwecken“ beurlauben, kündigte im dritten eine Niemanden interessirende Vorlesung an und empfahl sich schleunig nach dem Westen, sobald er den Mangel an Hörern festgestellt hatte. Angesichts solchen Mißbrauches hat dann die Fakultät beschlossen, Dozenten mit auswärtigem Wohnsitz nicht mehr zuzulassen. Das ist ein bequemer Beschluß; aber auch ein sehr ungerechter. Jede Fakultät kann ohne Mühe darüber wachen, ob ein Dozent die akademische Würde nur als Dekoration benutzt oder an der akademischen Arbeit lebendig mitwirkt. Das ist wahrhaftig nicht schwer. Aber der Kastengeiß wünscht gar nicht, daß die Dozenten unabhängig seien; sie sollen zu einem Institut der Universität, zu einer „Schule“ gehören und sie sollen auch hübsch in das soziale Reg der akademischen Hierarchie hinein verstrickt bleiben. Ein Herr, der von Frankfurt nach Sieben käme, um eigene Forschungsergebnisse nach eigener Interpretation vorzutragen, und von keinem einzigen Mitgliede der Fakultät irgendwie abhängig wäre: graulich, so Etwas auszudenken...

Man liest jetzt oft, die preußische Unterrichtsverwaltung liege auf der Lauer, um in einer günstigen Stunde die freie Habilitation zu vernichten. Du lieber Himmel: die freie Habilitation! Und die Unterrichtsverwaltung hat es gar nicht nöthig, eine so romantisch unbequeme Lage einzunehmen. Sie kann lächelnd und mit verschränkten Armen dem Gang der Dinge zuschauen. Jetzt läßt sie die Städte medizinische Akademien errichten; und wir Alle werden die völlige Verstaatlichung oder Verstadtlichung des medizinischen Wissenschaftbetriebes noch erleben.

Karlstraße.

Dr. phil. et med. Willy Hellpach.



Nationale Kunst.

Die Veranstalter der brüsseler Vorfrühlingsausstellung der Libre Esthétique hatten den herrlichen Einfall, Denen, die von dogmatischen Hintergedanken frei und vom Kunstschauvinismus ihrer zufälligen Heimat unbeslekt sind, den modernen Impressionismus in köstlichen Meisterwerken vorzuführen. Die Ausstellung war repräsentativ. Von der Gruppe der dreißig Künstler, die von 1874 bis 81 nach einander bei Nadar, Durand-Ruel und dann in von Woche zu Woche gemieteten Lokalen der inneren Stadt erst das Gespött, bald aber den Haß der in ihrer Alleinherrschaft bedrohten Akademiker sammt ihrer bourgeoisen Gefolgschaft herausforderten, durften wir einige der glänzendsten Zauberer begrüßen: Degas, Claude Monet, Renoir, Pissarro, Cézanne, Guillaumin, Sisley, Gauguin und Mary Casatt. Edouard Manet, dieser letzte aller Revolutionäre des Pinsels, stand, kämpfte und siegte allein. Vom „Salon“ bald angenommen, bald abgewiesen, hatte er, lange bevor die Führer der Impressionisten anerkannt waren, seinen Visionen die gebührende Beachtung erzwungen; der Sturm, der um seine „Olympia“ tobte, brach im Jahr 1865 los. Zeitlich und künstlerisch gehört er aber zu ihnen, denen er im Leben durch Freundschaft verbunden war. Neben diesen Großen waren noch Vincent van Gogh, Seurat, Toulouse-Lautrec, Croix, Luce, Signac, van Rysselberghe, Bonnard, Roussel, Baltat, Vuillard, André, Maurice Denis, d'Espagnat, Guérin vertreten, mit verführerisch schönen oder wenigstens interessanten Werken, die ein Geschlecht lichttrunkener, gegenwartfroher, ganz von der Gunst des Augenblickes hingerrissener, von dem flüchtigsten sinnlichsten Reiz bis zum Ersticken jeder rückwärts- und vorwärts-gewandten Gräbelei völlig erfüllter Menschen verräth. Ein Geschlecht von Malern, die sich nicht einbilden, die Natur „objektiv“, so, wie sie ist, wiederzugeben, sondern sich bescheiden, ihre Impression der Natur auf die Stimmung des Beschauers zu übertragen. Wie hätte man gewünscht, den lieben deutschen Kunstareopag dort anzutreffen, die Kompetenten, die daheim die Censuren vertheilen! Sie hätten zu länden gehabt, daß diese Franzosen — die meisten ausgestellten Werke waren französischen Ursprunges — nicht nur die feinsten Psychologen des Portraits sind (Manet, Renoir, Guérin), nicht nur für die ultramodernen Reize des geselligen Lebens bis in dessen ganz im Nervenfingel mündende Verderbstätten empfänglich sind (Degas' Tänzerinnen in Del und Pastell; Manets *Sortis du bal de l'Opéra*) und im lärmendsten Gerassel und staubigsten Getümmel der Weltstadt sich am Wohlsten fühlen, sondern mit durstigstem Auge die stillen Zauber idyllischer Landschaft schürfen, von ihrem naiven Naturinn in die vergessenen Winkel von Feld und Flur gelockt werden und die bescheidensten Bändchen am Felbrain und Waldvorn

mit einer Liebe zu umfassen wissen, die von sentimentaler Affektation und widernatürlicher Entartung gleich weit entfernt ist. Nichts ist so gering, daß es nicht ihre ganze Seele bewegte, und mit ihrer Andacht fürs Kleine erinnern sie an Gouaues, Goethes Anschauungsweise spiegelnde Definition des künstlerischen und poetischen Genies als einer puissance d'aimer qui, comme tout amour véritable, tend énergiquement à la fécondité et à la création de la vie. Und wer Ronets Portal der rouener Kathedrale gesehen hat, weiß, daß auch der feierliche Pomp hoher, gliederreicher Architektur im Gefühlskreis dieser äußerlich gescholtenen Meister liegt. Ueberall, wo brühwarmes Leben sich regt, waren und sind sie gegenwärtig, — nicht mit tief sinnigen Gedanken, den Kopf voll literarischer Erinnerungen und Kunstgeschichte, doch mit einer liebevoll demüthigen Unterordnung unter den sinnlichen Reiz, die auch das winzigste Sonnenstäubchen jedes Opfer an Fleiß und Handwerkseifer werth dünkt. Nie hat es geistreichere Maler gegeben als sie, die doch nur in Pinsel und Palette Geist haben wollten; nie größere Landschaftler als sie, die so ruhig und so stetig schufen wie die Pflüger im Felde.

Was wir in Deutschland in Sonderausstellungen oder Sezessionen vom Impressionismus zu sehen bekamen, war schließlich doch zu vereinzelt, um außer der revolutionären Technik und der berebten Sprache dieses oder jenes Genies die völlig unbegreifliche Höhe selbst der mittleren Kunstbegabung zu erkennen (ich denke an d'Espagnat, Roussel, Baltat, Buillard, Croff, Luce). Unbegreiflich, mit welcher Instinktsicherheit die flüchtigen Farbenwerthe fixirt, das flüchtige Spiel von Licht und Schatten in ihren der Analyse unzugänglichen Relationen erhascht und räumlich so vertheilt werden, daß unser Raumgefühl sich nirgends beengt fühlt. Vor solcher wie spielend sich vollziehenden Synthese des mannichfachen sinnlichen Eindruckes athmen wir auf; wir werden auf diesem Gebiet ja fast nur vor Werke gestellt, die von der „Idee“ gewollt, vom Gefühl erstrebt, vom bewußten Willen erzwungen; der widerpensigen Materie in leuchtend heißem Ringen gewaltsam entrissen werden. Ich verstehe, daß dem ehrlichen deutschen Künstler vor solchem Können der Muth sinkt, zu mäkeln, und er neidlos bewundernd zwar, aber mit Behamuth im Herzen zugiebt, daß dieser triebhaste Drang, sinnliche Impressionen lebendig zu gestalten, nicht minder tief ins Herz der Natur, in die Seelenkammern der schaffenden Naturkräfte bringe als der deutsche Grübler Sinn; und wenn er kaum zögern wird, die sinnliche Bluth des Temperamentes und die geniale technische Leichtigkeit als Gnadengeschenke der Rassenausstattung und langer Kunstkultur sich einigermaßen plausibel zu machen, so braucht uns diese Erklärung zwar nicht ganz so einzuleuchten wie ihm, aber wir werden sie bereitwillig gelten lassen, so lange eine chaubinistisch verblendete Pseudokritik, die seit Jahren an dem Verblödungswerk thätig ist, alle westeuropäische Kultur-

gemeinsamkeit zu zerschneiden, sich darin gefällt, den Werth herrlicher, genußspendender Tugenden herabzusetzen, nur, weil sie nicht dort wachsen, wo Teltower Rüben am Besten gedeihen.

Freilich muß man sich vor dem Wahn hüten, der Philister sei ein ausschließlich deutscher Besitz. Belgien selbst, dessen Kultur jeder Abschätze zu rühmen weiß, besonders, seit die unvergeßliche brügger Ausstellung der vlämischen Primitiven ihr ehrwürdiges Alter bezeugt hat, darf sich sogar eines Prachtexemplars dieser Gattung rühmen. Wer in Belgiens politischem und gesellschaftlichem Leben der letzten Jahrzehnte Bescheid weiß, kennt den Senator Edmond Picard, der als Advokat, gelehrter Jurist, Sozialistenführer, Antisemit schärfster Tonart, Kunstmäcen, Schriftsteller und Lebemann seine Leibeskraft nicht zu erschöpfen, seinen Willen zur Macht nicht zu ersticken, seine Eitelkeit nicht zu sättigen vermocht hat. Besonders auffallend war mir stets sein nimmerfatter Sprechttrieb, der, wie bei Gladstone, an seinen eignen Expektorationen sich berauschte und das Denken zwang, sich dem Wort, dem Klang unterzuordnen; seine Aeußerungen nennt er selbst höchst bezeichnend *petites solennités purificatrices*. Man wird leicht begreifen, daß solcher vom Schein der Genialität umspielten Anlage der Erfolg nicht versagt bleiben konnte, zumal beträchtlicher Besitz und großes Einkommen ihm auch die kapitalistische Wirkung in die Ferne sicherte. Picards Haus wurde der Sammelpunkt für die Intelligenz und die Intellektuellen des Landes, ein Hort der allernuesten Bestrebungen, eine Zufluchtsstätte für die Verkannten, Verfehlerten, Verfolgten, die der Unterstützung bedürftigen Künstler und Literaten, aber auch die ästhetischen Ledermäuler, denen das bunte Getümmel dieser interessanten Gesellschaft Kurzweil schuf. So hat der Mann unzweifelhaft seine großen Verdienste; sein Mäcenatenthum schien echt, vom wahren Bedürfniß des Dilettanten eingegeben und von sichtendem, prüfendem Geschmac geleitet. Wer in seinem geschmackvollen Haus einige Stunden verweilen, in seiner herrlichen Galerie moderner Meister schwelgen durfte, hatte Grund zu aufrichtiger Dankbarkeit. Ihren Stolz bildeten gerade die führenden Impressionisten, die, so lange sie in der Heimath verkannt wurden, in den Ausstellungen der brüsseler Sezessionen die gastlichste Aufnahme fanden. Picard hat diese Ausstellungen mitgeschaffen, ihr Gedeihen mit Rath und That gefördert und war dem unermüdlchen Leiter der *Libro Esthétique*, Herrn Octave Maus, bisher der ergebenste Freund und Helfer. Vielen in westeuropäischer Kunstkultur Heimischen ist Name und Verdienst des Herrn Maus bekannt. Die Berufsstatistik zählt auch ihn unter die Advokaten, aber diesen Beruf übt er fast nur, um für bedrängte Künstler, Musiker und Literaten Unschuld oder Wilderung zu plaidiren. Ein lebenswürdiger Mensch, ein gewandter Schriftsteller, Herausgeber des *Art Moderne*, mit Maeterlinck, Meunier, Rodin, Vincent d'Indy,

Van de Velde intim befreundet, ein Pionier jeder neuen Regung in Kunst und Literatur: so steht das Bild dieses Mannes vor dem Auge seiner urtheilsfähigen Landsleute, die nie mehr Veranlassung hatten, ihm zu danken als jetzt, da ihm gelungen war, die Meisterwerke des Impressionismus in repräsentativer Fülle zu vereinigen. Nur Einer blickte mißgünstig drein: Edmond Picard. Nur dieser Eine fand die härtesten Worte für die verdienstvollste Leistung des gestern noch emphatisch Freund genannten Mannes, Worte, die der gesammten bisherigen Thätigkeit des Herrn Maus auf kunstpolitischem Gebiete jeden Werth absprechen, ihn einen Verbildner und Zereführer der öffentlichen Meinung nennen. Warum? Weil Herr Maus die lokalpolitischen, die national-belgischen Gefühle des Sozialdemokraten Picard verlegt und, um die neue Aesthetik zu veranschaulichen, die französische Schule gezeigt hat. An dem Befreiungskampf vom akademischen Konventionalismus habe, sprach er, die belgische Schule seit fünfzig Jahren mit gleichem Erfolge mitgewirkt; ihr Ausschluß von dieser historischen Ausgestaltung könne daher nur der Absicht entsprungen sein, die Belgier zu verkleinern. Neben dem anmuthigen Schauspiel, einen Sozialistenführer auf geistigem Gebiet als Vorkämpfer des engherzigsten Nationalismus zu sehen, interessiert das Prinzipielle des Streites — in dem sich übrigens alle namhaften belgischen Maler auf die Seite des Herrn Maus stellten —, weil auch bei uns ähnliche Gegensätze die Geister trennen. Dabei hatte Herr Picard 1881, als der erste Salon des XX eröffnet wurde, selbst erklärt, daß die belgische Malerei erst seit 1848, erst von dem Augenblick an eine erfreuliche Richtung genommen habe, wo sie unter die Inspiration der modernen Franzosen gerathen sei.

Daß sich im sittlichen und ästhetischen Empfinden auch die Nationen unterscheiden, die man zum selben Kulturkreis zählt, muß jeder nicht ganz Blinde erkennen; und ich weiß nicht, ob diese Gefühlsdifferenzen nicht noch größer, weil feiner, verfechter, innerlicher, geworden sind, seit die Zahl der sich überall aufdrängenden uniformirten Kulturbestandtheile sich mehrt. Jeder, dessen Völkerpsychologie aus eigenen Erlebnissen und Anschauungen sich aufbaut, wird zugeben, daß er täglich, stündlich im Wesen des ihm vertrautesten Völkertypus auf Aeußerungen stößt, deren Gefühlston ihm fremd, manchmal abstoßend fremd klingt und die ihn räthselhaft, wie aus unbekanntem Gegenden der Menschenseele hergeholt, danken. Und diese Differenzen bleiben bestehen, obwohl Erziehung und Bildung, oft gegen den Willen der Bildner und Erzieher, unzweifelhaft dazu beitragen, das Nationale unserer Seelenausstattung zu schwächen, zu verwischen. Bildung heißt: nationale und individuelle Verschiedenheiten verstehen können, setzt also die Fähigkeit voraus, fremde Seelenregungen in sich nachzuerzeugen. An diesem Ideal wird auch heute noch, trotzdem selbst Pädagogen die gute Gesellschaft der Humanisten meiden,

festgehalten. Wenn trotzdem, bis jetzt wenigstens, seiner Verwirklichung unüberschreitbare Grenzen gesetzt sind, wenn der Universalismus selbst auf dem interesselosen, ganz ideellen Gebiete der Kunst und Literatur nicht die Fortschritte macht, die Aufklärer und Humanisten von ihm erhofften, so werden vorurtheillose Betrachter den Schluß gelten lassen, daß der Rationalismus in elementaren völkerypsychologischen Verhältnissen seinen tiefsten Untergrund hat. Sonst wäre nicht begreiflich, daß er immer wieder mit der Macht einer Naturkraft hervorbricht, trotz den energischsten Bemühungen, ihm mit Gründen das Lebenslicht auszublenden.

Von diesem Zugeständniß aber bis zu der Forderung einer ausländische Einflüsse in Kunst und Literatur mit Bewußtsein ablehnenden nationalen Kunst ist ein weiter Weg, den nur Unwissenheit und chauvinistische Verblendung betreten wird. Denn nicht mit Freude, sondern mit Bedauern empfinden wir, daß wir individuell und national nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich begrenzt sind. Und der Deutsche braucht sich dieses Bedauerns nicht zu schämen, seit Goethe für sich und die ihm — wenn auch in weitestem Abstand — Nachstrebenden die stolze Devise fand: Außerlich begrenzt, innerlich unbegrenzt. Wie wird er das nimmersatte Bedürfniß nach Bereicherung und Erweiterung seines seelischen Besitzes unterdrücken, wie der lodernden Sehnsucht in die Weite, ins Ferne und Fremde widerstehen können. Sie empfand er als sein Vorrecht, dem er die Vielfältigkeit seines Gemüthes, seine Polyphonie, seine „Tiefe“ verdankt. Wer sieht nicht, daß diese Tiefe in allumfassender Sympathie ihre Wurzel hat und daß die deutsche Volksseele verarmt und verdorrt, sobald ihr verwehrt wird, allseitige Liebe zu bekunden? Und wenn der Deutsche nun anfängt, das Form- und Gestaltlose, das Unfinnliche dieser innerlich so reichen, aber ins chaotische Dämmerreich des Poetischen und Musikalischen hinabführenden Kultur als Mängel zu empfinden, sich die in dieser einen, aber sehr wesentlichen Beziehung überlegene romanische zum Muster zu nehmen und von der so unerhört reichen französischen Malerei des neunzehnten Jahrhunderts zu lernen, dann werden nur Bananen dieses Verhältniß neu und beschämend finden. Nie waren die Deutschen zaghaft, wo es galt, von den Keltoromanen sich anregen zu lassen. Im Künstlerischen waren sie schwache Erfinder, wohl aber Vertiefer, Berinnerlicher. Welcher Primaner wüßte Das nicht? Wüßte nichts von den Einflüssen der provençalischen Lyrik, der nordfranzösischen Epik (dem bretonischen Sagenkreis), der italienischen Renaissance, von Shakespeare, dem sieclo de Louis XIV, Milton, Sterne und unzähligen Anderen, das er mühsam ins Gedächtniß prägen muß? Wars in der Malerei anders? Dürers, des Wohlgemuthschäfers, Entwicklung, sein Rosenkranzfest und die vier Apostel sind ohne den Sakralstil Mantegna's und Bellini's nicht denkbar. Denen, die vor

Dürrer die deutsche Kunst so würdig vertreten, von Stephan Lochner bis zum Augsburger Holbein, haben die niederländischen Primitiven Jan van Eyck, Roger van den Weyden und Memling die Wege gewiesen. Die deutschen Historienmaler ließen sich, über Belgien her, vom Franzosen Delacroix erleuchten. Und die „Monumentalperiode deutscher Kunst“, von Cornelius bis Raulbach, auf die das gekränkte Nationalgefühl eben wieder verweist, ist ohne das italienische Cinquecento so undenkbar wie etwa Jean Paul Friedrich Richter ohne Richard Sterne. Cornelius gar sucht, mit erquältem Tiefinn, die Gigantensprache Michelangelos nachzustammeln. Genug. In jeder besseren Kunstgeschichte findet der Laie das Material, um die größte Geschichtsklitterung patriotischer Kunsthistoriker zu berichtigen. Friedrich Schaarschmidt, der Bibliothekar der düsseldorfer Kunstakademie, hat in seinem Buch „Aus Kunst und Leben“ diesen Beklemmungen Luft gemacht. Ähnliche Töne hören wir, bald lauter, bald schwächer, von vielen Seiten; Geschichte und Wesen der deutschen Seele wird dabei nicht betrachtet. Die Gefahr kosmopolitischer Verwässerung bedroht freilich die kleinen und mittleren Talente; seit wann aber zählen sie in Kunst und Literatur? Was deutsch an ihnen ist, die Gefühlsprache, die Universalität der Gedanken und Anschauungen, die besondere Art, Impressionen und Leidenschaften zu färben, der Rhythmus des Blutes, der zum Eigensten auch der größten Individualität als Nitgift von Rasse und Heimath hinzukommt: Das bleibt erhalten und keine Anregung von außen her vermag diese Schranken zu überschreiten.

Dr. Samuel Saenger.



Der Sitz der Seele.

Im nebelgrauen Winterlicht standen sie einander gegenüber in dem spärlich möblierten Zimmer, mißmuthig, blaß, erregt alle Beide. Sie hatten gerade wieder einmal gestritten. Am Abend vorher war er brutal geworden, als er sie, nach langem Besammensein, hätte verlassen sollen. Das wußte er, und weil er sich etwas im Unrecht fühlte, suchte er heute den Beschränkten, Verletzten zu spielen. Allerdings hatte sie ihn in der nicht ganz alkoholfreien Abendstimmung mit allen Vorkmitteln des Weibes dazu herausgefordert. Das wußte sie; und weil sie es wußte, hatte sie ihm eine Szene gemacht, als er heute in gedrückter Stimmung wiederkam.

Bei seinem Eintritt hatte er sie schon am Schreibtisch sitzend gefunden. Und da war es losgegangen. Däßliche Dinge hatten sie einander gesagt. Nun waren sie erschöpft.

„Du bist herzlos, Anna,“ rief er endlich hervor. „Manchmal scheint es mir fast, als reiztest Du mich absichtlich, böse und heftig zu werden.“

Anna lachte höhnisch. Vielleicht nur, weil sie wußte, daß er Recht hatte. Sie wollte Etwas erleben und Szenen machten ihr Spaß. Doch diesmal war es weiter gegangen, als sie gewollt hatte, und schwer wars, wieder einzulenken. Ganz verlieren mochte sie ihn doch nicht. Erstens wollte sie Studien machen an sich und ihm, an Weiber Seelenzuständen; denn sie war eine werdende Schriftstellerin mit einer suchenden Psyche, die über das Wesen der Liebe nachgrübelte. Und dann war er auch ein schöner, angesehener Mann, ein wohlhabender Verlagsbuchhändler.

„Denk' ein Bißchen nach über gestern Abend, Waldemar“, sagte sie endlich und ging zur Thür hinaus. Es schien, als weinte sie.

Waldemar schritt unruhig auf und ab. So schwer hatte er sich nicht gedacht, mit ihr auszukommen. Warum hatte er nur den Verkehr angefangen? Angst vor der Zukunft überkam ihn . . . Endlich blieb er vor Annas Schreibtisch stehen und sah auf die Reilen, die sie geschrieben hatte, als er eintrat. Es war indiskret. Aber wer weiß, ob sie nicht hinausgegangen war, damit ers lese? Er war mißtrauisch, denn es war ein Blatt ihres Tagebuchs, von dem sie ihm schon so oft gesprochen hatte, und handelte vom gestrigen Abend. Das sah er sofort. Und so las er denn. In großer Erregung, mit verzerrten Buchstaben hatte Anna geschrieben:

„O! Ist Das — Liebe? Die Liebe ist — Grauen; die Liebe . . . O das Grauen! Ist das Grauen . . . Liebe? Das Grauen, das — — Die Liebe, die das Grauen liebt? O Grauen! O Liebe!“ Mit steigendem Interesse hatte er gelesen. Das war ein Blick in das Innere einer modernen Mädchenseele. Und diese packende und doch dabei die inneren Qualen, das verzehrende Feuer nur andeutende Schreibweise! So Etwas konnte Kuffchen machen.

Da ging die Thür. Anna trat ein und sah mit befriedigtem Blick Waldemar vor ihrem Schreibtisch stehen.

„Anna“, sagte er in plötzlich ganz verändertem Ton, „weißt Du, daß Du eine wirkliche Dichterin bist? Mit fünf Worten nur hast Du da eine feine psychologische Studie geschrieben. Die ganze Psyche des unberührten, sich sehnenenden und gequälten Weibes ruht darin. Es ist eine künstlerische Leistung!“

Anna lächelte. „Ja, ich weiß es!“

Waldemar setzte sich an ihre Seite. „Siehst Du, Anna, ich glaube, jetzt verstehe ich Dich besser. Wir sind eben so verschieden vom Weibe, selbst vom Weibe der Neuzeit. Und die Zeiten haben sich geändert; wir können nicht mehr lieben, wie vielleicht einst geliebt wurde. Aber wir können nichts dafür: wir modernen Männer fühlen anders, müßten anders fühlen lernen und die feine Frauenpsyche konnte wohl nicht Schritt halten. Ihr verlangt vor Allem Seelenliebe, nicht wahr? Wir denken uns den Sitz der Seele im Herzen und Ihr Frauen liebt doch noch mehr mit dem Herzen. Aber beim Mann, glaube ich, hat sich allmählich der Sitz der Seele tiefer gesenkt; Folge der Brutalität des Lebens. Deshalb lieben wir oft so anders, so . . . so körperlich, so roh, möchte ich sagen.“

Anna horchte staunend auf. „Der Sitz der männlichen Seele ist gesunken?“ wiederholte sie im Geiste. Ein seltsamer, fremdartiger Gedanke. Eine Entdeckung vielleicht. Darüber ließe sich ja eine ausführliche Studie schreiben. Verwundert

lah sie auf Waldemar; sie hätte ihm einen so originellen Einfall gar nicht getraut. Wenn sie den nur für sich behalten könnte! Waldemar schien sich der Bedeutung des Gesagten nicht bewußt zu sein. Sie mußte ihn rasch ablenken; vielleicht vergaß er dann, daß es sein Gedanke gewesen war.

„Liebster“, flüßerte sie mit ihrem einschwärmelndsten Lächeln, den Kopf an seine Schulter lehrend, „ja, ich sehe, daß Du mich wirklich verstanden hast. Weißt Du: wir wollen wieder gut sein. Ich verzeihe Dir!“

Doch Waldemar erhob sich und schüttelte ernst den Kopf. „Rein, Anna“, sagte er, sie düster anblickend, „gerade weil ich Dich verstehen gelernt habe, denke ich jetzt anders.“

In seinem Inneren war plötzlich der Wunsch erwacht, als Mann von diesem unordentlichen Zimmer, dem nervösen, erregbaren Mädchen, das alle Liebestregungen notirte und registrierte, loszukommen. Doch als Verlagsbuchhändler interessirte ihn jetzt ihre Auszeichnungen.

„Weißt Du, Anna, eine Dichterin wie Du muß frei sein, sich frei halten von der Liebe des Mannes, — wenigstens, so lange sie arbeitet“, fügte er abschwächend und zögernd hinzu. „Ich gebe Dir Dein Wort zurück; ich entsage Dir. Aber laß mich Dein Verleger werden, Anna.“

Anna war überrascht und schwankte; sollte sie nun als Weib verlegt oder als Schriftstellerin dankbar sein?

Ein Blick nach dem Schreibtisch, in dessen Vaden so viele, ach, bisher unbegehrte Manuskripte ruhten, und einer in den Spiegel, der sie befriedigte, ließen sie endlich das Richtige erkennen. Einen Mann, der sie liebte, konnte sie immer noch finden, doch einen Verleger: Das ist im Anfang unglaublich schwer. Und Mann und Verleger in einer Person: Das macht sich wirklich nicht gut. Sie reichte ihm die Hand und sagte: „Du hast Recht, Waldemar; ich glaube, Du hast mich noch besser verstanden, als ich selbst mich verstehe. Ich danke Dir. Doch Eins mußt Du mir versprechen“ — sie dachte an seine Aeußerung über den Sitz der Seele —: „was wir heute hier geredet haben, mußt Du vergessen und mir lassen, als mein Eigenthum, hörst Du? Ganz mir! Alles!“

Er warf einen verwunderten Blick auf sie. Was hatte sie nur? „Aber gewiß, Anna, ich verspreche Dir.“

Jetzt fühlte sie sich sicher. Er hatte keine Ahnung, was er da so leichtsinnig fahren ließ, — einen neuen Gedanken!

„Wann wollen wir Dein erstes Werk erscheinen lassen?“

„So bald wie möglich, Waldemar; ich muß nur noch das Schlusskapitel schreiben, dann bringe ich es Dir. Und Du mußt einen hervorragenden Künstler finden, der den Buchschmuck besorgt.“

„Selbstverständlich. Adieu, Anna.“

„Lebewohl.“

Er ging und hoffte, „eine beachtenswerthe Novität für den Büchermarkt“ erworben zu haben. Sie setzte sich wieder an den Schreibtisch und war überzeugt, in ihren Studien über die Liebe ein neues Problem bringen zu können. Das Kapitel hieß: „Von der Seele des neuen Mannes.“

Wien.

Helene Riegerka.



Künstlerische Fernphotographie.

„Um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit“: Das hat Georg Simmel einmal in der „Zukunft“ von Böcklins Meisterthöpfungen gesagt, um damit das Unwirkliche, fast Unirdische, von allen Gelehen des Raumes scheinbar losgelöst, das ihnen eigen ist, zu charakterisiren. Und bei vielen künstlerischen Fernaufnahmen — die Bewunderer Böcklins, zu denen übrigens auch ich gehöre, mögen mir die Sünde verzeihen! — muß ich an dieses Wort denken.

Als Fernaufnahmen bezeichnet man photographische Bilder jeder Art, die mit Hilfe sogenannter Teleobjektive auf die Platte gebracht werden. Auch sie haben etwas eigenartig Unwirkliches, schwer Driftbares, das sich nicht recht in die Natur und deren Perspektiven, wie sie sich dem menschlichen Auge darstellen, hineinpassen läßt. Vielleicht giebt ihnen gerade Dies oft das Romantische, ja, Heroische, das in meinen Augen ihren Hauptreiz ausmacht. Sie zeigen, als optische Konsequenz ihrer besonderen Konstruktion, die entgegengesetzte Perspektive gewöhnlicher photographischer Aufnahmen: während hier Alles größer und weiter abliegend als in der Wirklichkeit erscheint, glaubt man bei Tele-Landschaftsaufnahmen, die Ferne näher gerückt zu sehen. Wie und wo sich diese Eigenthümlichkeit malerisch verwerten läßt, lehrt nur Uebung und künstlerischer Geschmack.

Ich arbeite am Liebsten mit Teleobjektiven; sie sind den anderen photographischen Gläsern in mancher Hinsicht weit überlegen und die wenigen Mängel, die ihnen anfangs anhafteten, sind inzwischen fast sämmtlich beseitigt worden. Ich bedauere daher, daß die meisten Amateure sich noch so wenig mit ihnen befassen. Das Haupthinderniß war bisher vermuthlich — da nun einmal äußerste Lichtstärke bei Objektiven jetzt der Trumpf des Tages ist — ihre geringe Helligkeit. Doch ist die photographische Optik mit Erfolg bemüht, auch diesen Mangel, so weit es die eigenartige Konstruktion des Telesystems gestattet, zu überwinden. Im Uebrigen sind die Aufnahmen mit Teleobjektiven, bei nur einiger Geschicklichkeit und photographischen Kenntnissen, aber viel leichter, als die Meisten annehmen. Und dieser Objektivtyp ist so vielfach verwendbar, die Erfolge sind so interessant, daß es die Mühe des Einarbeitens reichlich lohnt. Manche Landschaften wären, wenn es sich um entfernt liegende Partien handelt, mit einem gewöhnlichen, selbst sehr guten Objektiv überhaupt nicht, sehr hohe Punkte auf Bergen, Felsenspitzen meist nur winzig klein aufzunehmen. Zu klein jedenfalls für Den, der Werth auf detaillirte Wiedergabe der Fauna oder Gesteinsinformation legt.

Ich möchte hier einschalten, daß ich unter gewöhnlichen oder einfachen Objektiven nicht etwa minderwerthige verstehe, sondern nur solche, die ohne Telesystem verwandt werden. Und als ich eben die Begrenzung dieser Objektive andeutete, sprach ich nicht von Gläsern mit einer Brennweite größter Dimension, wie sie für Platten von 50 : 60 Centimetern benützt werden — mit solchen ließe sich wohl eine Aufnahme erzielen, die einer Teleaufnahme mit kürzerem Auszug gleichkäme —, sondern ich bezeichnete damit nur Objektive, wie sie die Mehrzahl der Amateure, Touristen, Forscher für Apparate im Format von 9 : 12 und 13 : 18 Centimetern zu verwenden pflegt, die also nicht allzu unhandlich sind und deshalb gewöhnlich verwendet werden.

Bei Benutzung eines Fernobjektives ist man weniger als bei anderen Gläsern

an einen bestimmten Standpunkt gebunden. Ein paar tausend Meter Luftlinie mehr sprechen bei einem guten Teleobjektiv und langem Kameraauszug, wenn die Luft nur leidlich klar ist, kaum mit, da man es in der Hand hat, durch längeren Balgenauszug, mit dem die Größe des Objektes auf der Platte steigt, die Entfernung auszugleichen. Die Teleobjektive besitzen, wie jeder der Photographie Kundige aus dem Besagten schon erkannt hat, keine feststehende Brennweite. Deren Zahl ist Legion und hängt vom Belieben des Aufnehmenden ab.

Ein vollständiges Teleobjektiv besteht aus einem Positivsystem (gutes Doppelobjektiv von mindestens $F: 8$ Lichtstärke) und dem Negativsystem, der eigentlichen Vergrößerungslinse nebst Tubus. Beträgt die Brennweite des Positivsystems 15 Centimeter, so wird man als geringste Telebrennweite bei den meisten Kombinationen dieser Art 17 Centimeter, also 2 Centimeter mehr, annehmen müssen. Von da ab ist jeder Millimeter weiter eine Brennweite, auf die sich das Bild bis in die Unendlichkeit scharf einstellen läßt. Doch ist Das natürlich nur Theorie und für die Praxis Hyperbel. Freilich soll es Telekameras mit einem Auszug von 5 Metern geben. Da jedoch die Lichtstärke mit dem zunehmenden Auszug im Quadrat abnimmt, so setzt die Unmöglichkeit, schließlich noch ein Bild auf der Mattscheibe erkennen und einstellen zu können, der Länge des Auszuges von selbst ein Ziel.

Um die Schwierigkeit der Einstellung bei sehr starker Vergrößerung, bei nicht heller Luft oder bei einem wenig lichtstarken Teleobjektiv zu heben, werden Mattscheiben angefertigt, die eine kreisrunde, blankgeschliffene Stelle in der Mitte enthalten. Auf diese, die etwa 3 Centimeter im Durchmesser zählt, ist ein rundes, mit haarfeinen, schwarzen, quadrirten Linien versehenes dünnes Glasplättchen geklebt. Hierauf stellt man das Bild, das sehr klar sichtbar wird, mit der Lupe ein. Doch genügt bei den meisten Aufnahmen die gewöhnliche Mattscheibe.

Die schon erwähnte Eigenschaft der Teleobjektive, den aufzunehmenden Gegenstand, je nach dem Balgenauszug, vom selben Standpunkt aus in verschiedenster Größe auf die Platte zu bringen, gestattet, aus der Landschaft ein größeres oder kleineres Stück für das gewünschte Bild oder den beabsichtigten wissenschaftlichen Zweck herauszuschneiden und in diesem Ausschnitt auch die Größe des aufzunehmenden Objektes nach Wunsch zu bemessen. Der Vortheil solcher relativ großen Freiheit in Art und Größe der Aufnahme wird Jedem einleuchten.

Vielfach wird eingewendet, die Telebilder würden nicht scharf. Das ist in gewissem Sinn richtig. Die großen Luftstrecken, die zwischen dem Objektiv und dem aufzunehmenden Gegenstand liegen, bewirken, namentlich bei sehr weiten Entfernungen, wenn die Atmosphäre trüb oder dunstig ist, eben so auch bei Wind eine leise Unschärfe, die, wo es sich um tadellos scharf umrissene Details, etwa zu wissenschaftlichen Zwecken, handelt, störend sein kann. Von Aufnahmen, die, in Folge von ungenauer Einstellung, einem wackeligen Stativ oder einem Stoß gegen die Kamera der Schärfe ermangeln, spreche ich hier nicht. Das sind Fehl aufnahmen, die auch bei Fernphotographen, wie jedem anderen, nicht erspart bleiben. Bei stiller und halbwegs klarer Luft aber gerathen, falls das Stativ und der Apparat gut gearbeitet wurden und feststehen, auch die Einstellung exakt erfolgte, die Aufnahmen haar-scharf; nur wirken sie weicher, duftiger als andere Aufnahmen. Diese besondere „Weichheit“ ist Dem, der sie nicht aus eigener Anschauung

kennet, schwer zu beschreiben, aber für die Teleaufnahmen charakteristisch. Sie giebt ihnen Etwas von der Zartheit auf Porzellan oder Elfenbein gemalter Miniaturen. Unschärfe könnte ich es nicht nennen. Das zeigt sich schon beim Vergrößern.

Aber ich trete hier in erster Linie für die Telephotographie als Mittel zur Herstellung künstlerischer Aufnahmen ein. Und welcher Künstler oder Kunstkenner verlangt von denen, daß sie absolut scharfe Konturen zeigen? Wie mancher feinsinnige Kunstphotograph erstrebt bei der Vergrößerung absichtlich eine nicht ganz scharfe Einstellung, um diese oder jene Wirkung und Stimmung zu erzielen und dem Bilde das typisch „Photographische“ zu nehmen! Unschärf im photographisch strengen Sinn sind die guten Teleaufnahmen also nicht. Denn nehme ich eine mit einem anderen Objektiv bearbeitete, irgendwie unscharf gerathene Platte, so wird eine Vergrößerung in vielen Fällen überhaupt unmöglich sein, da die Unschärfe mit der Vergrößerung allzu rasch zunimmt. Bei den Teleaufnahmen, die ich vergrößerte, fand ich dagegen selbst bei fünffacher linearer Vergrößerung den weichen und duftigen Charakter der Originalaufnahme unverändert wieder. Unschärf wirkten die Bilder selbst dann nicht.

Einen weiteren Vorzug der Teleobjektive für künstlerische Landschaftsaufnahmen sehe ich darin, daß sie den photographischen Begriff „unendlich“ für eine Brennweite, genau genommen, kaum kennen. Stellt man ein gewöhnliches Objektiv, das nicht ganz außerordentlich lichtstark ist, auf „unendlich“ ein, so werden alle Gegenstände, die sich vom Objektiv in einer etwa das Zweihundertfache der Brennweite ausmachenden Distanz und weiter befinden, scharf; bei einem Objektiv von 15 Centimetern Brennweite die 30 Meter entfernten Bäume so gut wie die bewaldeten Höhenzüge Tausende von Metern weiter ab am Horizont. Sie hätte man vielleicht, der malerischen Wirkung wegen, gern in weicheeren Konturen auf der Platte. Läßt man aber die für solche Aufnahmen vortheilhafte Gelbscheibe, die den blauen Dunst der Ferne aufhebt, weg, so erscheinen die Berge nicht etwa weich, sondern nur verschwommen oder gar nicht. Anders beim Teleobjektiv. Gewiß giebt es auch dort, wenn man auf sehr große Entfernungen einstellt, oder bei speziell für kleine Handkameras konstruirten Gläsern einen Punkt, von dem aus alles weiter ab Liegende scharf „kommt“. Stellt man aber auf Gegenstände — Häuser, Bäume u. s. w. — von 50 bis 300 Metern Distanz das Objektiv scharf ein, so werden die fernern Höhenzüge am Horizont, wenn man mit der hier unerläßlichen Gelbscheibe und noch besser auch mit orthochromatischen Platten arbeitet, klar herauskommen, doch in weichen, zarten, hier wirklich unscharfen Umrissen, die ihnen nur den Charakter des Hintergrundes, der Coulissen anweisen, wovon sich der scharfe Vordergrund um so plastischer abhebt. Grenzen sind natürlich auch dem Fernphotographen gesteckt: starker Wind, Nebel, Regen können ihm das Arbeiten ganz unmöglich machen, während man mit einem anderen Objektiv trotzdem vielleicht eigenartige Aufnahmen zu Stande brächte.

Fast noch größere Dienste als bei der Landschaftsphotographie leisten die Teleobjektive bei Portraitaufnahmen jeder Art. Welche Kosten erfordert die Anschaffung eines vorzüglichen lichtstarken Portraitobjektivs für große Köpfe, die — um irgend einen Maßstab zu geben — eine 13 : 18 Platte ohne jede Verzerrung völlig ausfüllen würden! Auf ungefähr tausend Mark müßte man dabei immer rechnen. Mit dem Teleobjektiv erreicht man die selben, vielleicht sogar

bessere Resultate — wenn man von ganz außerordentlicher Lichtstärke absieht — für einen Bruchtheil dieses Betrages. Besitzt man schon ein lichtstarkes Doppelobjektiv — Doppelanastigmat, Kollinear, Protar, Orthostigmat, Unar, Tessar, Deliar, Planar u. s. w. — von 12 oder 15 Centimetern Brennweite, so bedarf es nur noch der Anschaffung und Anpassung eines Teletubus mit der Vergrößerungslinse; je lichtstärker sie ist, desto besser. Man erhält solchen Teleanlag, je nach Größe und Herkunft (denn die Preise der großen optischen Anstalten sind verschieden), für siebenzig bis hundertdreißig Mark. Besitzt man freilich kein geeignetes Doppelobjektiv, das als Positivsystem dienen könnte, so kämen dafür noch ungefähr hundertvierzig Mark hinzu. Und welche Weichheit und Plastik in den Teleportraits! Damen sollten sich überhaupt nur so aufnehmen lassen. Und die Herren? Es giebt auch Männer, die irgendwelche verrätherische Fältchen auf dem Bildniß nicht finden oder doch gemildert sehen möchten.

Ganz besonders sind diese garten, durchlässigen Negative für Vergrößerungen geeignet. Auch sonst bietet das Verfahren bei Portraitzwecken Vorzüge. Wer mit einem gewöhnlichen Objektiv einen möglichst großen Kopf erzielen will, muß dem Aufzunehmenden mit der Kamera hart auf den Leib zu rücken und kann dabei recht häßliche Verzeichnungen erleben, wenn er näher kommt, als das Zehnfache der Brennweite beträgt. Mit dem Teleobjektiv bleibt man, je nach dem betreffenden System, in einer Entfernung von 4 bis 10 Metern. Diese größere Distanz zwischen dem Aufzunehmenden und der aufzunehmenden Person ist unzweifelhaft für Beide angenehmer und ermöglicht ungezwungene Stellungen eher als in Fällen, wo sich der Aufgenommene dicht vor der Objektöffnung sieht.

Wer sich ernstlich mit Teleportraitaufnahmen beschäftigt hat, wird sich kaum wieder einer anderen Methode zuwenden. Allerdings wird an dunklen Tagen, besonders im Winter, die geringere Helligkeit der Telekombinationen gegenüber den äußerst lichtstarken ($F:3 - F:4$) Portraitobjektiven störend empfunden werden, denn die ganze Lichtstärke anderer Rapidobjektive können die Teleobjektive schwerlich je erreichen. Das liegt in ihrer optischen Konstruktion. An trübem Wintertagen sollte man deshalb (namentlich vor unruhigen Aufnahmeobjekten), statt länger zu exponiren, lieber ein gewöhnliches lichtstarkes Objektiv, vielleicht das Positivsystem seines Teleapparates, benutzen. Ein Objektiv für alle Zwecke und Helligkeitsgrade ist optisch überhaupt nicht zu errechnen.

Auch für direkte Aufnahmen in natürlicher Größe möchte ich diese Gläser dringend empfehlen. Ohne störende Verzeichnung nicht völlig planer Gegenstände kann man solche Aufnahmen mit keinem gewöhnlichen Objektiv erreichen; dazu wäre außerdem ein Balgenauszug nötig, der über den jeder Handkamera, aber auch den der meisten Amateurstatioapparate hinausginge. Beim Teleobjektiv, das durch eine einfache Vorrichtung stets für solche Aufnahmen eingerichtet werden kann, bedarf es nur eines Auszuges von 15 bis 18 Centimetern. Für künstlerische Aufnahmen kämen wohl nur Blumen in Betracht. Ein gewöhnliches Objektiv wird Blumen stets in harten Linien und einer Konturschärfe wiedergeben, die unnatürlich und unschön wirkt. Absichtlich herbeigeführte Unschärfe wiederum giebt den Blumen leicht etwas Flaches, Verschwommenes, das nicht minder unnatürlich und unschön ist. Ich sagte vorhin schon, daß Teleaufnahmen den auf Porzellan und Elfenbein gemalten Bildern gleichen. Diese

Eigenschaft der Teleobjektive, buchtige Konturen und weiche, doch plastische Zeichnung zu geben, läßt den Blumen ihren zarten ursprünglichen Schmelz und ermöglicht — falls ein für Schönheit offenes Auge sie gewöhnt, eine geschickte Hand sie geordnet und beleuchtet hat — eine künstlerische Wirkung, die sonst bei Blumenphotographie kaum zu erreichen ist.

Mit ein paar Worten möchte ich noch auf die Bedeutung hinweisen, die die Möglichkeit, Gegenstände unverzerrt, in natürlicher Größe direkt aufzunehmen, auch für viele wissenschaftlichen Zwecke in sich schließt. Um von kleiner aufgenommenen Dingen eine Platte in natürlicher Größe zu erzielen, bedarf es stets eines Vergrößerungsprozesses, für den vielen Amateuren, Gelehrten, Forschern die Apparate und die Uebung fehlen, oder gar der Herstellung eines Diapositives und eines vergrößerten Negativs. Dabei wird, wenn nicht sehr große Routine vorhanden ist, der Charakter des Negativs oft recht wesentlich und nicht immer vortheilhaft verändert und Fehlversuche machen das Verfahren umständlich und kostspielig. Das Alles fällt bei einer direkten Teleaufnahme in natürlicher Größe fort. Der Arzt kann Wunden und anatomische Präparate, der Heraldiker und Numismatiker Wappen, Siegel und Münzen, der Sammler Marken, kleinere künstlerische und kunstgewerbliche Gegenstände, Edelsteine, Schmuck, Miniaturen, der Forscher Schmetterlinge, Blumen, Gesteinbildungen, kleine Thier skelette, alte Handschriften, Karten, Silber, Gewebe, der Techniker seine Konstruktionen, Maschinentheile aller Art in natürlicher Größe direkt wiedergeben und spart damit viel Mühe, Zeit und Geld.

Von den Telesystemen, mit denen ich bisher arbeitete, fand ich für Landschaften besonders geeignet die Gläser von Steinheil in München; sie bestehen aus dem Orthostigmat F: 6, 8 und dem nicht sonderlich lichtstarken Negativsystem. Ich habe bei keinem anderen Fabrikat eine annähernd so vollige und scharfe Auszeichnung der Platte bis zum Rand gefunden. Freilich ist Das nur bei Landschaften, besonders, wenn die Aufnahme Vergrößerungszwecken dienen soll, nöthig, für Portraits aber belanglos. Für Portraitaufnahmen sind die Gläser Steinheils, die ich in Händen hatte, überhaupt nicht eingerichtet. Doch habe ich auf zehn Meter einmal, bei blendendem Licht und sehr ruhigem Objekt, ein Brustbild zu Stande gebracht. Auch gelangen mir damit vereinzelt langsame Momentaufnahmen auf der Elbe, ebenfalls bei großer Helligkeit. Immerhin möchte ich sie für Portraits und Momentaufnahmen weniger empfehlen. Außerordentlich gute Portraits erreichte ich mit dem Sap-Anastigmat von Zeiss in Jena nebst Negativsystem der selben Firma; eben so mit dem zeissischen Unar, an das ich mir Steinheils Teletubus gesetzt hatte. Diese Kombination erwies sich aber für Landschaftsaufnahmen, in Folge der breit fehlenden Randschärfe, als fast unbrauchbar. Die beiden Linsen sind ja auch nicht speziell für einander gearbeitet, sondern von mir nur willkürlich zusammengefügt. Trotzdem erzielte ich damit, durch Vergrößerung der Distanz zwischen Positivsystem und Teletubus, vorzügliche Aufnahmen in natürlicher Größe, bei nur ganz kurzem Balgenauszug (ca. 18 Centimeter). Auch mit den Teleobjektiven von Goerz gelangen mir gute Portraits und Aufnahmen in natürlicher Größe. Wenn sich die goerzischen Gläser zu Landschaften eben so eignen, dann hätte dieses neue Objektiv, bei seinem sehr großen Bildfeld und der Vielseitigkeit seiner Kombinationen und Konstruktionen, uns das brauchbarste Telesystem gebracht.

Selbstanzeigen.

Der Weltkrieg. Deutsche Träume. Roman. W. Bobach & Co., Berlin.

Unzählige Deutsche haben sich seit einer Reihe von Jahren gar oft die Frage vorgelegt: Was würde Bismarck jetzt thun, wenn er noch am Leben und im Amt wäre? „Laßt Euch nicht verderben die Freude am Vaterlande“: diese Worte des großen Patrioten Heinrich von Treitschke hat Mancher sich zum Trost gesagt, seit Er, der das deutsche Vaterland in seiner jetzigen Gestalt geschaffen hat, nicht mehr unter uns weilt. Aber unvergessen ist auch das Wort, das ein französischer Schriftsteller nach Bismarcks Tod schrieb: „Wenn eine große Eiche fällt, dann wächst Jahrzehnte hindurch nur Gestrüpp an ihrer Stelle.“ Wenn es je einen Minister gegeben hat, der, frei von persönlichem Ehrgeiz, die Segnungen des Friedens zu schätzen wußte und die Gräucl des Krieges verabscheute, so war es Bismarck. Dafür giebt die Geschichte unwiderlegliche Beweise. Und doch hat er die Ziele seiner Politik nicht ohne Krieg erreichen zu können geglaubt. Den Satz: „Wenn Du Frieden willst, so sei zum Kriege bereit“ haben einsichtige Politiker niemals so verstanden, daß es genüge, eine ungeheure Armee und eine mächtige Flotte zur Last des Volkes zu halten, sondern sie haben ihn im weiteren Sinn aufgefaßt. Zur Erreichung und Erhaltung des Friedens gehören vor Allem die richtige Beurtheilung der politischen Lage und die deutlich erkennbare Absicht, im Fall der Nothwendigkeit die Waffen auch zu gebrauchen. . . In der Form eines Romans, der in Indien und in Europa spielt, habe ich die patriotischen Träume erzählt, die mir bei Betrachtung der Weltlage gekommen sind. Ich habe mir einen Reichskanzler erträumt, der, wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf, nach dem Vorbilde Bismarcks gestaltet ist und der sich nicht scheut, dem Kaiser zum Kriege gegen die Macht zu rathen, die mir als der gefährlichste Feind nicht nur Deutschlands, sondern aller kontinentalen Mächte erscheint. England ist bewundernsworth wegen der großen Weisheit und großen Ideen, die es der Welt geschenkt hat, bewundernsworth wegen seiner klaren, vor-ausschauenden und energischen Politik; es ist jedoch zu einer Machtstellung empor-gestiegen, die ihm die Herrschaft über den ganzen Erdkreis verleiht, und eine solche Herrschaft kann nur dadurch ausgeübt werden, daß alle anderen Mächte verhältnißmäßig klein und schwach erhalten werden. Jede Machtentfaltung irgend eines anderen Staates gleicht in britischem Sinn einem Attentat auf Englands Welt Herrschaft. So erzähle ich denn den politischen Traum, daß die drei mächtigsten Staaten des Continentes — welch ein Beweis für Englands Macht, daß es ihrer schon mindestens drei sein müssen! — sich verbänden, um den Krieg gegen England zu unternehmen. England wird zu Land in Indien und zur See vor der Scheldemündung besiegt und ein Friede geschlossen, der England zwar als Weltmacht bestehen läßt, aber doch den anderen europäischen Staaten das seltsam geformte Joch abnimmt, das ihnen jetzt nicht nur die Schultern bedrückt, sondern auch Füße und Hände so fesselt, daß sie nur sehr beschränkte Bewegungsfreiheit haben. Und ich male endlich aus, welche segensreichen Folgen ein solcher Friede auch für die innere Politik des geliebten Vaterlandes haben

mühte. Am Schluß meines patriotischen Traumes zieht der Deutsche Kaiser, der im Mittelpunkt der politischen Aktion steht, an der Spitze der deutschen, französischen und russischen Truppen in London ein.

Niederporrip.

August Riemann.

•

Auf der Fahrt mit Landstreichern. Aus Flynt's Tramping with Tramps von Lili du Bois-Reymond. J. Guttentags Verlag. 3 Mark.

Josiah Flynt Willard ist ein amerikanischer Autor, der durch sein Leben und seine Bücher in seiner Heimath die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gelenkt hat. Es ist bekannt, daß das Ueberhandnehmen der „Tramps“ (unser Wort Vagabunden deckt sich nicht ganz damit) in Amerika zu einer schweren sozialen Gefahr geworden ist. Willard beschloß, das Uebel an der Quelle zu studiren, und hat zehn Jahre lang in Amerika als Tramp mit den Tramps gelebt, gelegentlich auch mit deutschen, russischen und englischen Vagabunden. Seit einiger Zeit widmet er seine Zeit und Kraft der Erforschung der wirklichen Verbrechermwelt, — in Amt und Civil, wenn man so sagen darf, da die Corruption der Polizei- und Gefängnißbeamten in Amerika außerordentlich groß ist und Willard alle korrumpirten Beamten mit Recht zur Verbrechermwelt zählt und zum „Nerzziel seiner Betrachtung“ macht. Bei der Wiedergabe der Ausdrücke aus der Trampsprache habe ich die Methode befolgt, außer der deutschen Uebersetzung auch noch — so weit es möglich war — den entsprechenden Ausdruck aus unserer „Runden“-Sprache beizufügen. Das war allerdings nicht immer möglich, da die Zustände in den Vereinigten Staaten in vielen Punkten von den unseren sehr verschieden sind. In der Vorrede zu seinem Buch sagt Willard selbst: „Während meiner Univeritätsstudien in Berlin sah ich, wie meine Kommilitonen in wissenschaftlichen Laboratorien daran arbeiteten, die niedrigsten parasitischen Lebewesen zu entdecken, und daß sie ihre Entdeckungen dann in Buchform als werthvolle Beiträge zur Wissenschaft veröffentlichten. Wenn ich nun erzähle, was ich über menschliche Parasiten erfahren habe, scheint es mir, daß ich eine ähnliche Arbeit zu dem selben Zweck leiste. Wissenschaftlich kann meine Methode insofern genannt werden, als ich meinen Gegenstand auf seinem eigenen Boden und unter den ihm eigenthümlichen Bedingungen studirt habe.“

Lili du Bois-Reymond.

•

Die Gelbe Gefahr. Verlag Continent, Berlin. 80 Pfennige.

Eigentlich sagt die kurze Vorrede zu der Schrift alles Nöthige. Ich möchte daher hier nur betonen, daß ich mir Nähe gegeben habe, Langeweile und ihre Schwester oder Schwiegermutter Statistik zu meiden; daß ich mich auf die Seite der Russen stelle, ohne die Russen zu lieben; und schließlich, daß es mir hauptsächlich darauf ankommt, meinen lieben Landsleuten eine eindringliche Lektion im Rassenstolz und in seiner Natur- und Kulturnothwendigkeit zu geben, die Todsünde der Rassenmischung zu geißeln und vor der gedankenlosen Anwendung christlicher Brüderlichkeitstheoren im internationalen Verkehr zu warnen.

Stefan von Koge.

Unterhaltungen über literarische Gegenstände. („Die Literatur.“) Barb, Marquardt & Co., Berlin.

Mit dieser dichterisch analytischen, einen kritischen Inhalt völlig mit poetischer Stimmung und Intuition durchdringenden Arbeit Hugos von Hofmannsthal leiten wir unsere Sammlung „Die Literatur“ ein. Diese Studie und das Vorwort von Georg Brandes zeigen, was wir mit dieser neuen, im ursprünglichen Plan unseres Monographienunternehmens längst vorgesehenen Darstellungsreihe beabsichtigen. Daß sich nach dem Erfolg unserer ersten beiden Cyklen („Die Kunst“ und „Die Musik“) andere, scheinbar ähnliche Konkurrenzunternehmungen mit verwandten Versprechungen und einer, so gut es gehen mochte, ähnlichen Ausstattung aufgethan haben, wundert uns nicht, sieht uns auch nicht sonderlich an, da die Nachahmung irgend einer dem Zeitbedürfnis entgegenkommenden That zum Wesen menschlicher Natur, insbesondere aber des nicht immer schöpferisch veranlagten Kaufmannes gehört. Wir bieten keine typischen Einzelbiographien, sondern Essays, die, aus dem Grundgefühl einer modernen Kulturäußerung und Kunstanschauung, aus allen wesentlichen Erkenntnissen unserer heutigen geistigen Welt entstanden, eben dieses Gefühl einer einheitlichen europäischen Kultur vermitteln wollen und es wieder selbst als durchaus ganze und runde Schöpfungen darstellen. Jeder einzelne Gegenstand, jedes Motiv, jedes Werk, jeder Schöpfer wird sowohl an sich als in seiner Beziehung zu unserer Welt gewürdigt. Wir überlassen daher die Wahl der Themen nicht dem Zufall, sondern wollen in der Leitung unseres Unternehmens stets ein Ganzes durchbilden und wahren. Worin unsere Bücher sich in ihrer äußeren Form von ähnlichen unterscheiden, wird Jeder erkennen, der sie in die Hand nimmt; und solchem naive und zuverlässigen Urtheil sehen wir getroßt entgegen. Eins nur sei noch gesagt. Wir wollen diese Bücher nicht bloß mit den üblichen, schablonenhaften und längst bekannten Portraits und Faksimiles schmücken, sondern, ihrer Zeitstimmung und geistigen, künstlerischen Grundfarbe gemäß, mit den Werken bildender Künstler von verwandter Anlage.

Julius Barb.

Vom Fürsten Bismarck und seinem Haus. Berlin, Egon Fleischel & Co. 4 Mark.

Eine Selbstkritik (denn eine solche ist doch allzu leicht in einer Selbstanzeige enthalten) meiner Tagebuchblätter (mehr sollen sie nicht sein), also meiner Erinnerungen an die untergehehlichen, herrlichen Tage und Stunden, die ich beim großen Kanzler und seiner Familie verlebte, ist eigentlich ein literarischer Selbstmord. Denn wem kann man's recht machen? Dem Einen ist man zu kurz, dem Andern zu lang, dem Einen zu realistisch, dem Andern zu sentimental, einem Dritten, vgl. Voltaire, und so weiter.. Meins. Freunde, und, die Andern. (Hitzig) haben mich seit Jahren gebeten, meine Erinnerungen an den Fürsten in Buchform zu veröffentlichen, und ich glaubte, diesen Wunsch erfüllen zu sollen; denn Alles, was zu Deutschlands großem Mann in Beziehung steht, muß vor Vergessenheit bewahrt werden. Eins möchte ich noch sagen: Tagebuchblätter sind keine Romane. Beim großen Kanzler gab es keine Romane; nur Thatfachen. Die findet der Deutsche, der seinen Bismarck nicht vergessen will, in meinen Erinnerungen. Wer keinen Gefallen an ihnen findet, mag mir's schreiben.

München.

Eugen Wolf.

Segen von oben.

Neunzehnhundertvier ist eine Jahreszahl, die sich die Berliner Hochfinanz merken wird. Da wurde, wie nie zuvor, das Fällhorn obrigkeitlicher Schuld über sie ausgeschüttet. Der erste große Günstbeweis war, am fünften Februar, die preussische Anleihe von 70 Millionen Mark. Er war, wie sich gebührte, der Elite vorbehalten, die sich, in gerechtem Adelsstolz, das „Kleine Preussenkonföortium“ nennt. Kurz vorher war der Landtag mit einer Thronrede eröffnet worden, in der es hieß, daß man die für 1903 bewilligten Kredite im laufenden Rechnungsjahr voraussichtlich nicht beanspruchen werde; jeder, auch der leiseste Zweifel, der nach dieser Erklärung noch übrig blieb, wurde durch die darauf folgende Budgetrede des Freiherrn von Rheinbaben hinweggesetzt, der den blühenden Stand der Staatsfinanzen laut pries. Auch war die Tinte auf dem Protokoll der Verhandlungen noch nicht trocken geworden, die Freiherr von Stengel im Reichsschatzkamt mit mächtigen Finanzmännern über die Mittel zur Kursbesserung der heimischen Anleihen geführt hatte. Never mind: am fünften Februar kamen die 70 Millionen neuer Konföols heraus. Unverbesserlich naive Gemüther könnten daraus eine heilsame Lehre ziehen; die nämlich, daß auch die feierlichsten Erklärungen einer Regierung (und nicht der preussischen nur), wenn sie den Stand der Finanzen betreffen, keinen Schuß Pulver werth sind. In Kriegszeiten natürlich schon gar nicht. Englands Schutzkanzler leistete am Anfang des Burenkrieges dem Unterhause zehn heilige Eide, daß der Spazirgang nach Pretoria 140, allerhöchstens aber 200 Millionen Mark kosten werde. Nachher hat er mehr als das Zwanzigfache gekostet, fast so viel, wie Frankreich an Deutschland zu zahlen hatte. In Petersburg ist, als die innere Anleihe von 150 Millionen Rubeln aufgenommen wurde, neulich der Welt verkündet worden, vom Erlös der pariser Frühjahrsmission sei noch so viel vorhanden, daß man einstweilen an eine neue Geldbeschaffung nicht zu denken brauche. Welcher vernünftige Mensch wird es dem russischen Finanzminister verübeln, wenn er trotzdem sehr bald eine neue Anleihe, diesmal in Berlin, kontrahiren sollte? Sein preussischer Amtsbruder, der obendrein die Segnungen tiefsten Friedens genießt, hat's ja auch nicht anders gemacht. Und Russen herauszubringen, ist, zumal in Kriegszeiten, noch immer ein ganz rentables Geschäft; um so rentabler, je weniger das Kriegsglück den Russen lächelt: denn jeder Erfolg der Feinde Rußlands drückt sich in Prozenten oder Prozenttheilen zu Lasten des Reußenreiches aus, dessen Zahlungsfähigkeit am Ende doch auch der schlimmste Krieg nichts anhaben könnte. Rinder willkommen ist der Bankwelt eine Emission von preussischen oder deutschen Konföols. Von der Ehre allein, dem Staat zu dienen, kann schließlich selbst ein Bankhaus nicht leben; viel mehr als Ehre aber ist dabei nicht zu erwerben. Wenn es gut geht. Wenn aber gar schlecht? Und mit der Anleihe vom fünften Februar 1904 gings wirklich sehr schlecht. Der öffentlich aufgestellten Behauptung, das Konföortium habe die Rente zum Kurs von 91,40 übernommen, ist nicht widersprochen worden. Augenblicklich bleibt die Notirung der Dreiprozentigen unter 90. Ich fürchte, der allergrößte Theil der 70 Millionen liegt noch in den Schränken des Kleinen Konföortiums verwahrt, das dem preussischen Staat nun schon eine Million geopfert hat. Gleich nach der Uebernahme der Emission erklärte Japan den Russen den Krieg;

und Herr von Rheinbaben, so Unerhörtes habe er nicht geahnt. Das gelbe Volk hatte, trotz den positivsten Friedensversicherungen der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, zu den Waffen zu greifen gewagt. Die deutschen Effektenhändler, die sich, in felsenfestem Vertrauen auf die Weisheit und Sachkenntnis der Reichskanzlei, einem wahren Friedensfanatismus hingegeben hatten, fielen aus den Wolken. Im Sturz nahmen sie auch die heimischen Fonds mit und das Kleine Preußenkonsortium bekam einen Schlag vor die Stirn. Als es sich von der Betäubung halbwegs erholt hatte, richtete es den Blick zu dem Freiherrn von Rheinbaben empor, der als Geist über den Wassern schwebte; eine Leistung, die physikalisch nicht schwer zu erklären sein konnte, da er noch in zwölfter Stunde vor der döbäcels seine 70 Millionen Papier zu einem schönen Preis losgeworden war. Der Blick drückte klar und unzweideutig ein stummes Flehen aus. Als jedoch der freiherrliche Finanzminister auf diese Mimik nicht reagierte, wurde er auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege durch die Zeitung eben so sanft wie bestimmt ermahnt, doch mindestens eine Ermäßigung des Uebernahmekurses zu bewilligen. Der Landgraf aber blieb hart und ließ sich zu nichts Anderem herbei als (um seine eigenen, etwas schleierhaften Worte aus der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses zu citiren) zu einer „Gewährung von Zwischenkredit“; worunter vermutlich eine exzeptionelle Lombardirung durch die Seehandlung zu verstehen war. Das Kleine Preußenkonsortium sah an den Wassern von Spreebabel und weinete. So schlecht war ihm der Ehrgeiz gelohnt worden, der preußischen Regierung zu Diensten zu sein! Und schon von vorn herein wars eine wenig dankbare Aufgabe gewesen, noch 70 Millionen Mark von den Dreiprozentigen zu übernehmen, mit denen der Anlagemarkt ja längst so überfüllt war, daß selbst die Regierenden den Zustand als Kalamität bezeichneter. Zum engeren Preußenkonsortium gehört das Institut nicht, das in Sachsens Hauptstadt seinen Stammsitz hat und bis zum heutigen Tage noch seine Versammlungen abhält. Der Schmerz über die Zurücksetzung, die es sich gefallen lassen mußte, dürfte rasch geschwunden sein, als der Ausbruch des Krieges dem ehrenvollen Geschäft der Konkurrenz eine Wendung mit Schrecken gab. Das ist der schönste Zug im öffentlichen Leben unserer Hochfinanz; gern vergißt sie stets das eigene Leid, wenn es dem Freund und Genossen schlecht geht.

Vier Wochen nach diesem Ereigniß prolongirte (oder konvertirte) das Deutsche Reich das erste fällige Viertel von den 80 Millionen Mark anno 1900 begebener Schatzscheine. Statt der vierprozentigen Titres sollten neue mit $3\frac{1}{2}$ Prozent, rückzahlbar *al pari* 1908, ausgegeben werden. Für die Uebernahme der etwa zur Rückzahlung präsentirten Beträge schrieb das Reich einen Wettbewerb aus. Durch Schaden klug geworden, boten die verehrlichen Preußenkonsortien einen Uebernahmekurs von nur $99\frac{1}{4}$ (und darunter) an. Der Ehrgeiz aber, mit der Regierung (und nun gar mit der „Reichsregierung“) ins Geschäft zu kommen, veranlaßte die Darmstädter Bank, die sich in der Centralgenossenschaftskasse eine Renommir-Verbündete zugelegt hatte, über 100 zu bieten, also mehr noch, als der Einlösungskurs betrug. Das that sie, trotzdem das Reich sich vorbehielt, die Schuld schon nach zwei Jahren zu kündigen. Warum sollte sie nicht, da doch anzunehmen war, das Geschäft werde einen platonischen Charakter bewahren? Es kam aber anders. Ein nicht unbeträchtlicher Theil der Schatzscheine wurde

zur Rückzahlung vorgewiesen und die Darmstädterin sah sich verpflichtet, ihre Zusage in weitem Umfang einzulösen. Natürlich waren die Direktoren der anderen Banken nicht so roh, ihr aus Kerger recht viele Bonds an den Hals zu werfen; den größten Haufen davon besaßen sie ja, denn für den Privatmann eignet sich solche zeitlich beschränkte Anlage nicht. Erinnerung man sich übrigens noch der Geschichte dieser Schafsheine? Ihre erste Begehung wirbelte viel Staub auf. Damals war die Diskontogesellschaft Hahn im Korb und durch ihre Vermittlung holte sich das Deutsche Reich auf dem bequemen Weg der Schafshein-emission aus dem new-yorker Bankhaus Kuhn, Loeb & Co. die Mengen Goldes, die nöthig waren, um den Metallschatz der Bank zu kräftigen. Bald aber begannen die Scheine, nach Deutschland zurückzukehren; und im Heilsjahre 1904, zur Zeit ihrer Fälligkeit, war wohl kein einziger mehr im Bereich der stars and stripes zu finden. Amerika hatte es wieder einmal besser.

Die Haupt- und Staatsaktion des Langen Röller, die der Dresbener Bank reichliche Entschädigung für vorangegangene Kränkungen bringen sollte, ruhte noch in der Zeiten Schoß, als die hohe Staatsregierung zum dritten Schläge gegen die berliner crème der deutschen Finanzwelt ausholte. Diesmal wurde die Reichsbank ins Treffen geschickt. Anfangs Juni fragte sie in einem Rundschreiben verschiedene Provinzbankiers, welche Beträge von Reichsschafsheinen sie übernehmen würden, falls das Reich künftig den Klagen der Provinz Gehör schenken und sich auch an sie, statt, wie bisher, nur an die Finanz der Behrenstraße, wenden sollte. Das hatte gerade noch gefehlt. Nachdem man die Hochfinanz der Hauptstadt mit Verlusten beehrt hatte, lehrte man ihr nun vollends den Rücken und ging auf die Suche nach neuen Beziehungen. Die Provinz aber athmete auf. Endlich sollte ihre urwüchsigte Kraft „an maßgebender Stelle“ Anerkennung und aus erster Hand lohnende Beschäftigung finden. Bereitwillig ging sie auf die Sache ein; denn sie hoffte wohl, Dies werde nur ein Anfang sein, aus dem sich Großes, Ungeahntes entwickeln müsse. Dann schärfte sie ihr Schwert und harrete der Dinge, die da kommen sollten. Sie harret noch heute. Aus der Annäherung ist wieder nichts geworden. Das Reich hat nichts begeben und die Antworten der Provinz wurden fein säuberlich in einem neuen Altenband zur ewigen Ruhe bestattet. Immerhin wars ein Wink mit dem Jaunpfaß an die Adresse der sárnehmen Leaders. Ob sie sich diese Mahnung sehr zu Herzen genommen haben? Wohl kaum. Der Ehrgeiz hat unter den heimgebrachten Schäden doch ein Bißchen gelitten. Bestimmt aber hat die Aktion trotz Alledem. Und die Erhöhung des Seehandlungskapitals wurde als Ausfluß der selben Tendenz betrachtet; denn diese preußische Staatsbank wird nicht ganz selten als eine bevorzugte und begünstigte Konkurrenz im regelmäßigen Geschäft empfunden, zumal, seit sie am Anfang des Jahres billigere Gebühren- und Provisionsätze eingeführt hat.

Um solchen Leistungen die Krone aufzusetzen, hat dann der preußische Handelsminister die Hochfinanz brustket, als er hinterm Rücken der Hibernia-Gruppe die Dresbener Bank mit der Aufgabe betraute, insgeheim diese alten Firmen vor die Thür zu setzen, auf daß für den Staat Flaz werde. Damit wurde für ein Weilchen wenigstens erreicht, daß alle Großbanken — die sonst nicht die geringste Neigung zur Opposition haben — der Regierung fast schroff entgegentraten. Selbst der Gyniker wird, wenn er ehrlich ist, nicht behaupten wollen, daß jede

Spur dieser Begierde mit ein paar schönen Redensarten oder einer kleinen Profittheiligung aus der Welt zu schaffen ist. An der Fassade des Schaaffhausenschen Bankvereins, der sich in aller Stille um ein hübsches Stück nach links erweitert hat, konnten die Passanten der Französischen Straße dieser Tage ein merkwürdiges Schauspiel beobachten. Sie sahen eine gewaltige Eisenkonstruktion, die vom Pfaster bis hinauf an die Spitze reichte. Warum dieser Aufbau? Weil seit dem Neubau das schwere steinerne Wappen auf dem Dach nicht mehr in der Mitte stand, der Verwaltung aber Gleichgewicht und Symmetrie über Alles gehen und sie diesmal nur mit Hilfe eines soliden Eisengerüsts nebst Strahl wiederhergestellt werden konnten. Diese kleine Plaforkorrektur muß eine Stange Gold gekostet haben. Daraus kann man lernen. Der Schade, den der Handelsminister durch die gewaltsame Gleichgewichtsänderung in der Bankwelt angerichtet hat, wird nicht so leicht zu repariren sein. Nach den übertriebenen Fusionen und Kapitalablösungen hatten die Banken eine Periode der Sammlung und des Interessenausgleiches gebraucht. Ansätze dazu waren auch schon sichtbar, allen persönlichen Reibungen und Veriedenheiten zum Troß. Jetzt ist diese Entwicklung gehemmt; und die Großmächte werden sich nicht eher vertragen, als bis beiden Lagern ein freundlicher Rede werther gemeinsamer Vortheil winkt.

Vermuthlich also bald. Weitschichtige Dinge sind im Werk und Werden. So sagt Schillers Vandvogt; und so glaubt die Börse mit jähem Eigensinn. Ihr ist, seit der Mollerei, als könne nicht nur, sondern müsse jeder neue Tag eine neue Ueberraschung bringen. Neue Fusionen, sabelhafte Transaktionen. Während in Düsseldorf um die Hibernia gekämpft wurde, blickte man in der Burgstraße nicht so eifrig auf Herrn Direktor Ahrens, den Börsenvertreter der Handelsgesellschaft, wie auf den Repräsentanten der Darmstädter Bank. Was hat Herr Dernburg vor? Gar nichts, sagten die Flaumacher. Unsinn, war die Antwort; Sie sehen doch, wie Darmstädter steigen; er hat was vor. Aber was? Räthsel. Die abenteuerlichsten Gerüchte tauchten auf. Fusion mit der Handelsgesellschaft. Nicht diskutabel. Das darmstädter Geschäft, mit seinem Depositenkassensystem, paßt gar nicht in Fürstenbergs Wünsche; und tausend Gründe sprechen dagegen. Aufnahme der Berliner Bank? Bornhard der Cherusker, der die Breslauer Diskontobesicherung wohl schon nicht als ungetrübte Seligkeit empfindet, wird für Backobst danken. Und die Nationalbank, der man ein Anlehnungsbedürfnis zutrauen könnte, brächte ihm ein anständiges Portefeuille, aber kein Geschäft. Denkbar wäre ein Arrangement mit der Kommerz- und Diskontobank, die sich aber schwer entschließen wird, ihr hamburger Geschäft, das Beste, was sie hat, zu verkaufen; und um ihr nur das berliner abzunehmen, ist gerade Herr Dernburg doch nicht harmlos genug. Endlich rieth Einer, dem das ewige Montangerede vielleicht die Phantasie erregt hatte, auf das Deutsch-Luxemburger Bergwerk; vielleicht hatte er auch einen guten Tip. Jedenfalls fand er Glauben. Wie mir scheint, nicht mit Unrecht. Daß in der Darmstädter Bank Etwas geplant wird, spürt man deutlich; und das Wahrscheinlichste ist, daß die Ueberraschung in der luxemburgischen Gegend an den Tag kommen wird. Salvo erroro. Die feinsten Nasen sind in dem wüsten Getriebe der letzten Sommerwochen um die Sicherheit ihrer Witterung gekommen. Alle aber finden sich in dem Wunsch zusammen, daß die Weisheit der königlichen Staatsregierung sich für eine Weile ein anderes Experimentirfeld suchen möge. Denn der Segen von oben hat in diesem Jahr der Verblüffungen weder die Banken noch die Börse beglückt. Dis.